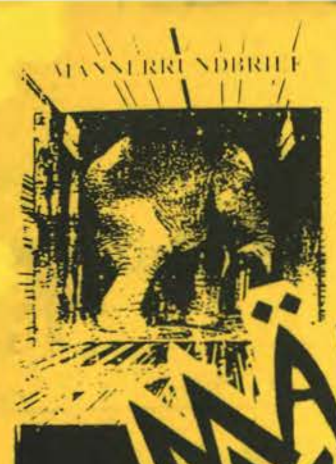
MÄNNERRUNDBRIEF















MÄNNERRUNDBRIEF
Ausgabe Nr. 10
Sommer 97

Schwerpunkt:
Sexualisierte Gewalt
gegen Jungen



Männerrundbrief
zum ausmalen





MÄNNERRUNDBRIEF
profeministisch - antisexistisch
Nr. 16 - Mai 2001 - 6 Mark







Impressum:
V.i.S.d.P.: A. Kemper
Postadresse:
Redaktion Männerrundbrief
c/o Infoladen Bankrott
Dahlweg 64
48153 Münster
online: http://mitglied.tripod.de/rbonline/index.html
eMail: MaennerRB@aol.com
Fax: 040 - 3603 351 307
Preis:
3.- € pro Heft
Alte Ausgaben (Heft 1 - 16) kosten 1,50 €
Infoläden und WiederverkäuferInnen (ab 5 Exemplaren) zahlen: 2 € pro Heft.
Erscheinungweise:
Seit ´93 unregelmäßig, z. Zt.: 2mal im Jahr
Bankverbindung:
A. Kemper
KontoNr.: 104 090 311
Sparkasse Münster
BLZ: 400 501 50

Eigentumsvorbehalt:
Nach diesem Eigentumsvorbehalt ist diese Zeitung solange Eigentum des/der AbsenderIn, bis sie dem/der Gefangenen persönlich ausgehändigt ist. „Zur-Habe-Nahme" ist keine persönliche Aushändigung im Sinne dieses Vorbehalts. Wird die Zeitschrift dem/der Gefangenen nicht persönlich ausgehändigt, ist sie dem/der AbsenderIn mit dem Grund der Nichtaushändigung zurückzusenden. Wird die Zeitschrift nur teilweise persönlich ausgehändigt, so sind die nicht ausgehändigten Teile, und nur sie, dem/der AbsenderIn mit dem Grund der Nichtaushändigung zurückzusenden.

INHALTSVERZEICHNIS









Vorruf und Nachwort

Dies ist der zweite Anlauf, den Männerrundbrief zu beenden. Diesmal packen wir's. Alte Hasen unter Euch wissen, dass wir – die münsteraner Redaktion – 1998 den MRB übernommen haben von den Hamburgern. Zunächst wollten wir nur eine Ausgabe machen, daraus sind dann sechs Stück geworden. Aber jetzt reicht's. ☹ Im Heft findet Ihr zwei Rückblicke zum Männerrundbrief.

Falls es unter Euch Männer gibt, die das Projekt weiterführen wollen, dann meldet Euch. Wir würden uns freuen und die Übergabe regeln.

Finanzen: Wir zahlen im voraus gezahltes Geld nur zurück, wenn Ihr Euch meldet. Ihr könnt Euch auch Euer ausstehendes Geld in MRB-Naturalien auszahlen lassen. Falls wir zuviel Geld haben, geben wir das übriggebliebene Geld an SEKA. SEKA ist eines der wenigen Projekte, das therapeutische Hilfe (Unterstützung für die Heilung der psychischen Wunden) im ehemaligen Jugoslawien mit Friedens- und Versöhnungsarbeit einerseits und der Unterstützung des Demokratisierungsprozesses sowie dem Einsatz für Frauen- / Menschenrechte verbindet. SEKA's Arbeit ist gerade akut gefährdet, weil die Spenden zurückgegangen sind. SEKA's Adresse findet Ihr unter www.seka-hh.de im Internet. (Infos siehe auch MRB Nr. 13)

Im Heft findet Ihr einige Artikel zur Crossover-Conference. Im Januar ging's echt ab: 700 TeilnehmerInnen statt der erwarteten 150 bevölkerten Bremen. Also liebe Softies, werdet Crossies ☺.

Einen Artikel „Linke klatschen Homos!" wollten wir zunächst im MRB abdrucken, weil wir die diskutierten Thesen zu Männlichkeitskonstruktionen gut fanden. Spannend auch deshalb, weil zwei linke Bewegungen, die Antifa und die Schwulenszene, aufeinander prallten, die sonst wenig Schnittpunkte haben. Haben uns aber dagegen entschieden, weil inzwischen viel Zeit ins Land gegangen ist und der Artikel mehrmals in linken Zeitschriften abgedruckt worden ist. Ihr findet die Diskussion unter www.etuxx.com.

Als Reaktion auf Tha'sas Artikel „Aufbau und Funktion der männlichen Geschlechtsorgane", der umstritten war, weil das männliche Geschlecht als (natur-, gott-)gegebenes erscheint, gibt es den Artikel „Der kleine Unterschied". Hier wird die Gleichheit und der gleiche Ursprung von Geschlechtsorganen in den Mittelpunkt gestellt.

Jetzt geht's also dem Ende zu... Zeitgleich zu unserem Aufhören wird auch das Ende der antisexistischen Männerbewegung (S. 34 in diesem Heft) festgestellt. Auch der Verein Kritische Männerforschung steht vor seiner Auflösung.
Um Euch daran zu erinnern, wie *dieses* Projekt begann und welche Ziele sich die damalige Redaktion gesetzt hatte, findet Ihr einen Auszug aus dem Vorwort des ersten Männerrundbriefs auf der Rückseite.

Wenig subjektives Ohnmachtsempfinden, sondern Kraft zum Abbau der Macht!
Sei gescheit, fight! Genießt das Leben und passt aufeinander auf! Und wenig Borstenbuckler!
Heute ist nicht aller Tage Abend... Und zapp.

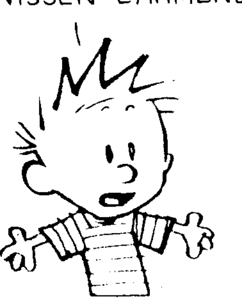
Der MRB ist tot. Es lebe- ... nur was?!

Wir haben uns entschieden, dass diese Ausgabe unsere letzte sein wird. Die letzten Treffen, verteilt über fünf, sechs Monate waren beinahe durchgehend eine zähe Angelegenheit, fast schon eine Quälerei, Ausdruck unserer Distanz zum Zeitungsprojekt. Auch unserer Distanz zueinander, obwohl der informelle Teil weitaus flüssiger und netter verlief.

Das Bild hielt sich bei mir die ganzen Jahre: wir halten mit viel Mühe eine Struktur aufrecht und über Wasser, die bereits einmal gekentert war. Immer wieder die kam die Frage auf, wer diese Struktur denn noch mitträgt und auf wen wir uns beziehen, es gab wenig Rückmeldungen und noch viel weniger inhaltliche Beiträge von außen kommend.









Aber ich will gar nicht so viel nach draußen schauen und über die fehlenden Antipat-Männer jammern. Für uns fehlt mir ein Konzept, ein theoretischer Bezugs- und Ankerpunkt, von dem aus wir Stellung beziehen, und mir persönlich auch die Zeit und die Energie, mir Positionen hinsichtlich spezifischer Themen zu Männlichkeit anzueignen und schriftlich auszudrücken. Mir fehlt(e) auch der Bezug zu anderen (Männern), um nicht im luftleeren Raum mir diese Themen zu erarbeiten. Eigentlich bietet ein Red-kollektiv ja dafür einen prima Raum, aber den haben wir so zu wenig nutzen können, nutzen wollen.

Trotz unserer – wie ich finde – riesengroßen Homogenität, allesamt (mehr oder weniger) heterosexuell orientierte „deutsche" Männer im Alter zwischen 25 und 38 Jahren, alle im gleichen klassischen prekären „Twenties-something"-Lebensabschnitt „Studi – Scheinstudi – Arbeitslos" („schreibt doch mal was über Väter mit Kindern!" lautete mal ein Leserbriefausschnitt), allesamt linksradikal aktiv oder interessiert sowie *überwiegend* MRT (Männer-Radikale-Therapie)-infiltriert und bildungsbürgerlicher Herkunft[1], oder vielleicht gerade *wegen* dieser homogenen Zusammensetzung gab es viele inhaltliche Differenzen. Erwähnen möchte ich:

- unterschiedliche Einstellungen zum gewünschten Verhältnis zwischen Theorie und praktischer oder persönlicher Herangehensweise: schreiben wir Texte mit hohem theoretischen Niveau und/ oder legen wir den Schwerpunkt auf selbsterfahrerische/ „subjektivistische" Texte? (Manchmal durfte das nebeneinander stehen, manchmal war eine zu starke Betonung der ein oder anderen Richtung Anlaß von Unbehagen oder Kritik – als Beispiel fand ein Red.mitglied die Nr. 16 („Schweinchen-Ausgabe") „peinlich" und ein anderes die Nr.15 („soziale Herkunft") „zu kopflastig".)

[1] Nicht homogen genug: ein Konflikt entzündete sich entlang dieser Kategorie: so fühlte sich ein Mann mit bildungsferner Herkunft, dem die Ausgabe zu sozialer Herkunft besonders am Herzen lag, von den anderen, den „Bürgerjungs" während und v.a. nach Erscheinen der Ausgabe im Stich gelassen.

- unser unterschiedliches Interesse, wen wir erreichen möchten: „nur“ die Szene (und Szenemänner) oder *auch* Männer aus dem links-alternativen, männerbewegten Rahmen,
- den Streit um den Artikel „Aufbau und Funktion der männlichen Geschlechtsorgane“, zu dem als Kritik geäußert wurde, dass durch den Artikel eine Normierung stattfände, durch die die Kategorie Mann konstruiert und Abweichungen von dieser Norm ausgegrenzt werden,
- unser unterschiedliches Verhältnis zu Spiritualität, das von völliger Ablehnung/ Distanz über sich entwickelndes Interesse bis hin zu wichtiger Teil des eigenen Lebens reicht,
- unsere verschiedenen „Lebenskonzepte“: wie weit wollen wir uns integrieren in diese Gesellschaft, z.B. einen Beruf ausüben und/ oder eigene Kinder in die Welt setzen, wie stark wollen wir uns den herrschenden Normen verweigern und „Außenseiter“ bleiben, versuchen, unser Leben in einer Art Gegengesellschaft zu organisieren?

Mit all diesen Differenzen ist es uns nicht so gut gelungen, uns einen Rahmen zu schaffen, in dem Kritik möglich ist und als bereichernd erlebt wird statt als Niedermachen oder Gegeneinander-kämpfen.
Daneben empfinde ich unsere Homogenität als eine unserer größten Schwächen und *auch* als ein großes Hindernis, denn so lauerten Löcher, verzerrte oder vergessene Sichtweisen, die mit produktiven persönlichen Auseinandersetzungen entlang den verschiedenen sozialen Kategorien hätten gefüllt werden können.
Andersherum fand ich unser Projekt immer da spannend und gelungen, wo wir versuchten, eingetretende Pfade auszuweiten: die linksradikale Szene an ihre Körper-, Gefühls- und Therapiefeindlichkeit zu erinnern, den Kontakt zu bürgerlichen Männerbewegungskreisen vorsichtig zu probieren, und zwar mit denen, die nicht soo weit von uns inhaltlich entfernt waren wie z.B. Alexander Bentheim vom *switchboard*, oder auch den Kontakt zur *tuntentinte*, der linken/ linksradikalen Schwulen-/ Tunten-/ Queerzeit-schrift.
Passend finde ich zum Thema „in-Kontakt-gehen vs. abgrenzen“ ein Zitat von J. Lempert & B. Oelemann: „Auch die sogenannten bewegten Männer reproduzieren im Grunde nichts anderes als traditionelles



Männerverhalten, indem sie sich als die >>Besseren<< ausgeben, die sich vom Gros der >>Zurückgebliebenen<< unterscheiden und von ihnen distanzieren. Allein die Proklamation, ganz anders zu sein, zeugt von typischer Männlichkeit. Der >>Neue Mann<< suggeriert, dass der >>Alte<< nicht verändert werden könne, sondern gleichsam abgeschafft werden müsse, um dem >>Neuen<< Platz zu machen – ganz im Gegensatz zum Emanzipationsbegriff von Frauen, dem eine Entwicklung aus Bestehendem innewohnt.“[2]
Auch wenn ich mich nicht als „neuer Mann“ verstehe, kann ich mit dieser Kritik etwas anfangen. Insofern fand ich unser Projekt an den Punkten gelungen, in denen wir Kontakt zu anderen herstellten, vielleicht auch inhaltlich konfrontierten,

[2] Aus: Lempert & Oelemann (1998): „...dann habe ich zugeschlagen“. Gewalt gegen Frauen. Auswege aus einem fatalen Kreislauf, S.62f. München: dtv.

ohne uns dabei als die besseren Männer zu gerieren.

Dass wir jetzt aufhören, hat nicht nur mit den Konflikten zwischen uns zu tun. Wahrscheinlich ist das ein Baustein, der dazu führte, dass die Gruppe ganz wenig Power hat(te), kontinuierlich weiterzuarbeiten. Dominanter sind meiner Ansicht nach mangelnder Bezug einiger zum Thema Männlichkeiten[3] sowie Schreibhemmungen bei einigen Red-mitgliedern, die immer weniger werdenden feedbacks von außen (auch von FreundInnen wurden die Rückmeldungen auf eigene Texte oder Ausgaben mit der Zeit immer spärlicher), eine große Ohnmacht von uns allen bei den einzelnen Red-treffen und eine komplizierte Gruppendynamik (wenige schreiben viele Texte, einige tragen wenig Inhaltliches oder an Texten bei).
Es hat keiner von uns mehr Lust auf den MRB.
Das ist das eine.
Vielleicht ist das Konzept (des *Männerrundbriefs*) auch zu verstaubt und es muß einfach etwas ganz Neues passieren. Eine transgenderqueer-internet-Zeitung mit chats und allem, ein stärkeres Zusammendenken der verschiedenen Unterdrükkungsverhältnisse, wie das die crossover conference praktiziert hat etc.
Die Calvin& Hobbes-Comic-Layouts werd ich trotzdem vermissen. Snief.
Zum Abschied noch einer ☺

bo

[3] Nichtsdestotrotz finden wir alle weiterhin, dass eine antisexistische Männer(gruppen)szene dringend nötig ist, ebenso wie eine Zeitschrift derselben!









Verlag Graswurzelrevolution www.graswurzel.net

Helmut Thielen
DIE WÜSTE LEBT
Jenseits von Kapital und Staat
»Thielen kommt zu dem Schluß: Die Marktwirtschaft ist keine Zivilgesellschaft, sie ist Gewalt. Sie ist nicht (mehr) reformierbar. Dieses Buch ist ein flammendes Plädoyer für Gerechtigkeit, gegen Unterdrückung.«
Neues Deutschland
363 Seiten | 20,50 € | ISBN 3-9806353-3-3

graswurzelrevolution
Monatszeitung für eine gewaltfreie, herrschaftslose Gesellschaft
- Widerstand gegen Staat und Krieg
- Befreiung im Alltag
- TheoretikerInnen des Anarchismus und der Gewaltfreiheit
- Concert for Anarchy u.v.m.

Jahresabo (10 Ausgaben) 25 € · **Probeabo*** (3 Ausgaben) 5 € Vorkasse
* Verlängert sich ohne Kündigung zum Jahresabo. Kündigung jederzeit möglich.

GWR-Vertrieb · Birkenhecker Str. 11 · D-53947 Nettersheim

Jeder Anfang hat ein Ende
oder: Abschlußworte von Balduin

Ich versuche hiermit ein bisschen (meine) Geschichte vom MRB und von seinem (zweiten) Ende transparent zu machen. Es waren jetzt ca. 3 Jahre und 5 Ausgaben, die wir in fast unveränderter Zusammensetzung gearbeitet haben. Und obwohl das ja schon eine Zeit ist, und es noch etliche weitere politische und soziale Verbndungen untereinander gab und gibt, haben wir es meiner Meinung nach größtenteils nicht geschafft, über unseren eigenen Tellerrand hinauszublicken. Konkret heißt das, dass alle ihre Schwerpunkte mitgebracht haben (Uni, Antifa, soziale Herkunft, Therapie) und wir es wenig geschafft haben, uns ineinander reinzuversetzen bzw. auch nur politisch und sozial zu unterstützen. Leichter erschien es dafür, dass alle in ihrem Schneckenhaus bzw. ihrer Identität geblieben sind und sich mit den Sachen beschäftigt haben, die ihnen nah und vertraut waren. Eine Ursache von Identitäten ist für mich dabei eigene biographisch erlebte Gewalt und/ oder Ohnmachtssituationen in der Kindheit (auch durch strukturelle Gewalt). Bei mir war das sexualisierte Gewalt von meinem Vater. Diese schmerzhaften Erfahrungen verhindern z.B. oft, dass ich andere Menschen wahrnehmen kann, da einerseits ein Teil von mir immer noch die Gefühle von früher hat (Angst, Ohnmacht, Schmerz, Haß, Panik, ...) und ich deswegen nur begrenzt freie Aufmerksamkeit für andere habe und andererseits neige ich – und ich denke, dass dies auch anderen Menschen so geht, die stark auf eine Identität bezogen sind – dazu, ihre Situation/ Lebensgeschichte auf andere zu übertragen wegen ihres starken Bedürfnisses nach Wiedererkennung. Mir geht es dabei darum, mich nicht mehr wie früher anders und allein zu fühlen.

Ebenso glaube ich, dass Identitäten ein Ausdruck eigener Unsicherheiten/ Ängsten sind: *„ich will wissen, wohin ich gehöre, bin nicht alleine, kann mich von anderen abgrenzen“*. Diese Traumatisierungen haben oft eine Sprachlosigkeit zur Folge aus Scham, Schock, Entsetzen, Fassungslosigkeit und bei mir halt z.B. oft auch starke Schreibblockaden. Wie viel wollte ich schon für den MRB schreiben, wie viele Gedanken, Gefühle, Analysen fand ich wichtig und mitteilenswert, auch um mich darüber auszutauschen. Tausende – und es ging nicht.



Dabei fällt mir das Wort Kapitulieren ein. Dieser Begriff spielt in meinem therapeutischen Prozeß eine wichtige Rolle. Für mich geht es z.B. darum, vor meinem Kontrollbedürfnis zu kapitulieren. Als Kind habe ich durch die erfahrene Gewalt Kontrollverluste als etwas mein Leben Bedrohendes erlebt. Wenn ich es schaffe, aufzugeben und loszulassen und z.B. ein Plenum nicht versuche zu kontrollieren, kann ich möglicherweise die neue Erfahrung machen, dass mir gar nichts Schlimmes passiert.

In der Szene (und auch beim MRB?) erlebe ich das so, dass Kapitulation etwas Schlimmes ist. Lieber weiter gegen etwas ankämpfen, auch wenn es sinnlos ist und bloß nicht zu ehrlich sein statt uns einzugestehen *„das und das schaffen wir einfach gerade nicht"*. Das Politische und Private werden zu oft verwechselt. So sind die politischen Ohnmachtserfahrungen für mich oft Wiederholungen von Ohnmachtserfahrungen aus der Kindheit. Z.B. kann es sein, dass ich, wenn ich als Kind körperlich mißhandelt worden bin, später als Erwachsener die militante Auseinandersetzung suche und dabei häufig wieder Opfer von Gewalt werde. Sätze wie *„ich kann eh nichts ausrichten* oder *das hat doch alles keinen Sinn mehr"* stammen eher aus Einstellungen aus der Kindheit als dass sie der aktuellen Realität angemessen wären.



Ich sehe schon das Kopfschütteln und die Gegenargumente der Politszene vor mir. Deswegen an dieser Stelle noch einmal ganz deutlich: es geht mir nicht um eine Entpolitisierung oder um einen Rückzug ins Private. Ich will „nur", dass die AktivistInnen sich mehr Wissen über Gewaltstrukturen und ihre Auswirkungen aneignen und sie sich ihrer eigenen Biographie bewußter werden. Da kann es um Themen gehen wie Eßstörungen, Alpträume, Folter, Mißhandlungen, sexualisierte Gewalt, Suchtstrukturen, Selbstverletzungen, Abspaltungsmechanismen, Kontrollverluste, ... Unterstützungstechniken und Therapiestrukturen bis hin zu Spiritualität und Religiösität sind wichtige Heilungsmethoden, um den traumatischen Folgen etwas entgegensetzen. Sonst werden die „Problemfälle" – z.B. traumatisierte Flüchtlinge, Überlebende von sexualisierter Gewalt, Psychiatrieüberlebende – immer nur an SpezialistInnen, TherapeutInnen, SozialarbeiterInnen delegiert, weil die Berührungsängste wegen der heftigen Gefühle, mit denen ich konfrontiert bin und die auch bei mir ausgelöst werden, zu groß sind.

Auch finde ich es für die politische Praxis wichtig, meine Geschichte mit Autoritäten zu kennen, um in Eskalationen mich bewußter für das zu entscheiden, was ich richtig und angemessen finde und nicht nur zwischen den alten Impulsen Angriff oder Flucht, Haß oder Panik wählen zu können.

Durch die Aneignung der eigenen Geschichte entsteht eine politische Perspektive: die eigene Identität wird langfristig gesehen unwichtiger, ich werde offener und kann andere Menschen besser erkennen und lerne damit mehr über weitere Unterdrüchungsverhältnisse. Ich habe mehr

Mitgefühl für die Verletzungen anderer, kann damit auch mehr Nähe zulassen und dadurch wird die Politik auch bedürfnisbefriedigender. Es ist mehr Solidarität da und weniger Rückzug in Drogen, Privatleben oder wohin auch immer.
Kurz ausgedrückt glaube ich, dass nur selbstbestimmte soziale Strukturen, die sich politisieren oder ein politisch kollektives Bewußtsein haben, langfristig etwas verändern werden. Dies zeigt sich auch in anderen Kulturen, z.B. die Unterstützung durch Familien und FreundInnen für das Todesfasten politischer Gefangener als Widerstand gegen die Einführung der Isohaft in der Türkei; die Organisierung der Black Panthers in communities; traditioneller indigener Widerstand *„Nur Stämme werden überleben"*. Oder wie die RZ sagen würden: *„bildet Banden"* ☺
Eine rein politische Identität – z.B. Antifa –, die die eigenen Geschichten der AktivstInnen ausblendet, ist dagegen langfristig weder bedürfnisbefriedigend noch kontinuierlich, auch weil kein Platz ist für z.B. Menschen in Trauer, alte Menschen, Kinder, Pflegebedürftige.

Gerade bei Männern sehe ich hier viel Lernbedarf, da typische emotionale Reproarbeit wie Wahrnehmen, Unterstützen und Zuhören bisher hauptsächlich an Frauen delegiert wurde. Außerdem ist mangelndes Wissen über Heilungsprozesse immer noch männertypisch, *„Männer zerstören und die Frauen sollen's richten"*.
Eine Zeitung wie der MRB wäre eigentlich nötiger denn je, da der patriarchale Rollback (nicht zu verwechseln mit Roy Black☺) in vielen Bereichen heftiger geworden ist. Aber wenn es eben keine/ kaum Basis gibt, wenig Austausch und Interesse, so muß der MRB vielleicht erst einmal eingestampft werden und irgendwann, in welcher Form auch immer, z.B. *„Weichspüler – das Magazin gegen das Patriarchat"* neu geboren werden.

Bis dahin, politisiert Eure Therapiegruppen, eignet Euch Eure Geschichte an, öffnet Eure Köpfe, Euren Geist und Eure Herzen, ich will immer noch tanzen und zwar mit Euch!
Balduin Pfiff



Vorspiel: Kolonialer Gau auf dem 3. + 4. antirassistischen Grenzcamp

'Wir für uns sind zu der Schlußfolgerung gekommen, dass es besser ist, auf dem Camp keine weißen Frauen anzusprechen, laufen wir doch andernfalls Gefahr, einmal mehr Sexismusvorwürfen ausgesetzt zu sein.' So in etwa lautete die Einschätzung zweier Männer von The Voice Africa Forum bzw. der Flüchtlinsinitiative Brandenburg, formuliert während einer überwiegend konstruktiven Sexismus-Rassismus-Diskussion, welche in den letzten 3-4 Stunden des ansonsten über weite Strekken grotesk verlaufenen Abschlußplenums auf dem diesjährigen antirassistischen Grenzcamp in Frankfurt/Main erfolgt ist. Hintergrund dieser fast schon, wie es schien, nüchtern-abgeklärt vorgetragenen Einschätzung sind weniger direkte Vorkommnisse auf dem Camp selbst gewesen, als vielmehr zahlreiche, mitunter nervenaufreibende Sexismusdiskussionen, die VertreterInnen von The Voice, der Flüchtlingsinitiative Brandenburg und anderer MigrantInnenorganisationen in den letzten 2-3 Jahren permanent geführt haben - auch und nicht zuletzt im Streit mit (deutschen) Weißen. Einer der diesbezüglich unrühmlichen Höhepunkte ist sicherlich das letztjährige Grenzcamp in Forst gewesen. Damals erreichte die Campöffentlichkeit eine von einigen TeilnehmerInnen eines Weimarer Antifacamps verfaßte e-mail: in dieser ist einerseits von einem sexistischen Übergriff die Rede, welcher seitens eines von The Voice für das Antifa-Camp mobilisierten Mannes begangen wurde; andererseits wird hieraus Weitreichendes geschlußfolgert: "Wir fordern von ‚The Voice' nicht nur eine Stellungsnahme, sondern dass sie innerhalb ihrer Gruppe und ihrem Umfeld eine Auseinandersetzung mit sexistischem Verhalten führen. Zudem fordern wir sie auf, dafür zu sorgen, dass solche Übergriffe in Zukunft unmöglich werden, um auch in Zukunft gemeinsam gegen den rassistischen Staat und die rassistische Bevölkerung agieren zu können."

Diese direkt an The Voice gerichteten Forderungen hatten auf dem Camp erbitterte Debatten zur Folge, insbesondere, weil sich Vertreter von The Voice verletzt wie besorgt darüber zeigten, dass die in der e-mail indirekt an ihnen geübte Kritik zur Zerstörung von The Voice führen könnte, ja, dies möglicherweise auch beabsichtigen würde. In einer von der großen Mehr-



„Der Große sagt, er hat's satt, daß du immer behauptest, es gäbe ihn nicht."

heit der CampteilnehmerInnen getragenen, nicht aber als offizielle Campresolution verabschiedeten Stellungsnahme wurden die mehrtägigen Campdebatten schließlich in zweierlei Richtung resümiert: nicht nur wird der sexistische Übergriff auf dem Antifa-Camp verurteilt und außerdem auf die etwaigen Folgen derartiger Übergriffe hingewiesen, nein, auch die e-mail wird harsch angegangen: Indem nämlich der Sexismus eines Einzelnen, und zwar eines einzelnen schwarzen Mannes markiert wird (nicht aber sexistische Verhältnisse im allgemeinen Markierung erfahren), und indem zweitens The Voice eine besondere Verantwortlichkeit hinsichtlich der Vermeidung sexistischer Übergriffe zugesprochen wird (nicht aber alle Männer in die antisexistische Pflicht genommen werden), erwekken die VerfasserInnen der Weimarer e-mail den Eindruck - ob gewollt oder nicht -,

Sexismus sei ein Spezialproblem schwarzer bzw. migrantischer Männer. Das aber kommt einer rassistischen Ethnisierung des Problems gleich! Desweiteren wird kritisiert, dass in der Weimarer e-mail die entschlossene Bekämpfung sexistischer Verhältnisse zur Voraussetzung gemeinsamer antirassistischer Kämpfe erklärt wird. Denn das ist nichts anderes als ein Herrschaftsverhältnis gegen ein anderes auszuspielen, ein Verfahren, das zwangsläufig im Selbstwiderspruch endet, wie ja die Auseinandersetzungen auf dem Camp gezeigt haben.

Zurück zum Frankfurter Camp: Läßt mensch die letztjährigen und andere, ähnlich gestrickte Debattenerfahrungen rund um Sexismus und Rassismus Revue passieren, dürfte um einiges verständlicher werden, weshalb die beiden Männer von The Voice bzw. der Flüchtlingsinitiative Brandenburg zu ihrer eingangs zitierten Einschätzung gekommen sind. Und trotzdem: Mensch sollte sich hiermit auf gar keinen Fall zufrieden geben. Denn die in jener Einschätzung artikulierte Befürchtung: ‚Wir als schwarze Männer laufen Gefahr, seitens Weißer des Sexismus' geziehen zu werden' ist mehr, sie ist die Wiederkehr eines der elementarsten Kolonial-Klassiker überhaupt, eines Klassikers, in dem Sexismus und Rassismus ununterscheidbar ineinandergreifen: Ob im kolonialen Alltag, ob in den tausendfachen Lynchmorden in der US-Post-Sklaverei-Ära oder ob 1992 beim rassistischen Mob vor einem Flüchtlichtsheim in Mannheim-Schönau, egal wo und wann, stets zirkulierten die kolonialen Bilderwelten, stets waren und sind die sexistisch-rassistischen Repräsentationsregime am Werk, wonach es der schwarze Mann ist - hypersexuell, gierig und gewalttätig -, vor dessen räuberischem Zugriff die weiße Frau - achtbar, schwach und asexuell – in Schutz zu nehmen ist, und zwar durch den weißen Mann, seinerseits vernünftig, stark und diszipliniert, während umgekehrt die schwarze Frau immer schon die moralisch Gefallene ist - animalisch, lasziv und bizarr - dem männlich-weißen Verlangen grundsätzlich ausgeliefert, ja dienstbar. Diesen kolonialen Subtext einmal vor Augen geführt, wird indes offenbar, weshalb es ein politischer Super-Gau ist, artikulieren schwarze Männer auf einem überwiegend von weißen West-EuropäerInnen besuchten Grenzcamp die Befürchtung, sie könnten - in ihrer Eigenschaft als Schwarze - als Sexi-

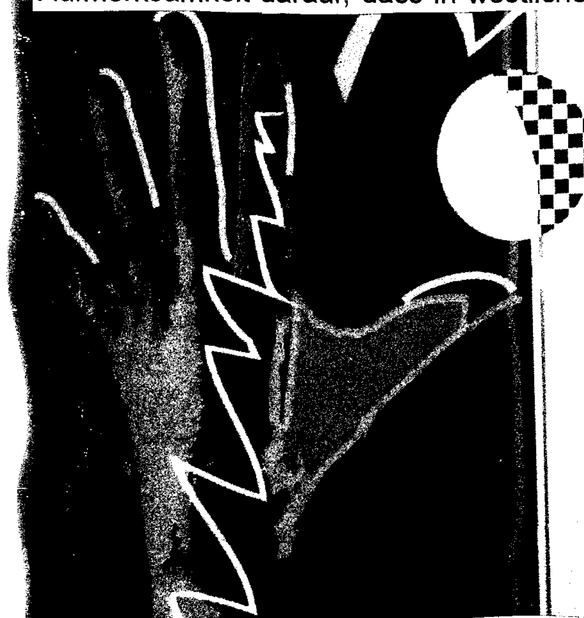


sten gebrandmarkt werden. Und daran ändert auch der Umstand nichts, dass die allermeisten Männer auf die eine oder andere Weise sehr wohl Sexisten sind. Denn in einer Gesellschaft, in welcher die verschiedendsten Herrschaftsverhältnisse immer schon ineinandergreifen, in welcher die Menschen in Eins vergeschlechtlicht, ethnisiert, zu Angehörigen bestimmter Klassen etc. gemacht werden, ist jeder Sexismusvorwurf immer schon ethnisch aufgeladen bzw. durchkreuzt, ganz gleich, ob es um weiße, schwarze oder anderer Sexisten geht, ganz gleich ob diese sozial Deklassierte, konservative Bürger oder Angehörige welcher Klasse auch immer sind. Konkret heißt dies: Dass auf dem Frankfurter Grenzcamp (bestimmte) schwarze Männer es vorgezogen haben, weiße Frauen nicht oder nur defensiv anzusprechen, das ist einzig dem Umstand geschuldet, dass die gesellschaftlich grundlegenden Herrschaftsverhältnisse samt ihrer diskursiv fundierten Repräsentationsregime auch in Frankfurt intakt gewesen sind; ein Umstand, der sicherlich nicht überrascht und dennoch lohnt, verstanden zu sein. Kurz, wer nachvollziehen möchte, wie es zu besagtem Race-Gender-Super-Gau gekommen ist, die bzw. der muß einer ganzen Reihe grundlegender Fragen nachgehen, Fragen wie z.B.: Was heißt blackness, was whiteness, was heißt, dass Schwarzsein bzw. Weißsein historisch-kulturell produzierte Identitäten sind - so wie gender ja auch -, wie entstehen diese Identitäten, warum ist whiteness auf blackness angewiesen, was sind phantastisch-projektive Zuschreibungen (zwischen Lust, Begehren und Angst), wie und weshalb werden Zuschreibungen verinnerlicht und folglich Realität, wie ver-

schränken sich blackness, whiteness und gender (sowie andere Herrschaftsverhältnisse), was meint schwarze, phallozentrische Hypermaskulinität, was weiße männliche Vorherrschaft (supremacy), inwieweit sind blackness und whiteness reduktionistische und deshalb auszudifferenzierende Polarisierungen (hinsichtlich asiatischer, arabischer, osteuropäischer... Identitäten) etc. etc...?
Freilich, dies sind eine Unzahl Fragen, auf die sorgfältig einzugehen noch nicht einmal in Ansätzen möglich ist. Insofern mögen die jetzt noch ausstehenden Anmerkungen in 1. Linie als Streiflichter verstanden werden; als Streiflichter, deren Zweck es ist, anzudeuten, was passiert, sobald Rassismus nicht nur in einigen seiner Tiefendimensionen ausgeleuchtet wird (aus denen ihrerseits wiederum staatlicher Rassismus, Handlungen des rassistischen Mobs etc. hervorgehen), sondern auch Querverbindungen geschaffen werden, insbesondere zu Sexismus und Heterosexismus.

blackness & whiteness: Zwischen Konstruktion und geronnener Realität

So wie der Gender-Terminus auf das heterosexistische System patriarchaler Zweigeschlechtlichkeit abzielt, lenkt das begriffliche Doppel blackness & whiteness die Aufmerksamkeit darauf, dass in westlichen



Gesellschaften eine Vielzahl ethnischer, aus Prozessen der Fremd- und Selbstethnisierung hervorgegangener Identitäten existieren - nicht zuletzt die des Schwarzseins und Weißseins, um welche es jetzt gehen soll. Analytischer Fluchtpunkt des blackness & whiteness-Konzeptes ist, dass Schwarzsein und Weißsein in keiner Form so etwas wie ein natürlicher Kern innewohnt, ganz ähnlich, wie sich ja auch die Rede nat[illegible]lich gegebener, d.h. biologischer Gesc[illegible]tskörper als diskursiv produzierter Trugschluß erwiesen hat. Vielmehr ist festzuhalten, dass im Zuge historischer Prozesse (d.h. durch Kolonialismus und Sklaverei, durch Herausbildung kapitalistisch-patriarchaler Nationalstaaten, durch Apartheid und rassistische Diskriminierung, etc.) Hautfarbe und andere, ebenfalls physische Merkmale als vorgeblich bedeutsame Differenzierungskriterien nicht nur konstruiert, sondern auch markiert wurden, und dass es auf dieser Grundlage - unter Rückgriff auf weitere, tatsächliche wie zugeschriebene Merkmale und Eigenschaften - zur Bildung verschiedener, u.a. weißer und schwarzer ethnischer Identitäten gekommen ist. Warum das so gewesen ist, d.h. welche Rolle solcherart ethnischer Identitäten gespielt haben bzw. spielen, z.B. bei der Herausbildung kapitalistisch-patriarchaler Nationalstaaten, darauf geht das blackness & whiteness-Konzept nur z.T. ein, ein Umstand, der nicht weiter ins Gewicht fällt, würde doch allein der Versuch einer diesbezüglichen Thematisierung den Rahmen des vorliegenden Artikels sprengen. Blackness & whiteness interessieren sich stattdessen für das Wie, also dafür, vermittels welcher, auch zirkulär verlaufenden Mechanismen ethnische Identitäten kreiert werden. Im Kern des Konzeptes steht folglich die Beschäftigung mit dem (auch aus Gender-Debatten bekannten) Sachverhalt, wonach zwar races bzw. Ethnizitäten nichts Natürliches sind, dafür jedoch Effekte, d.h. reale End- und Ausgangspunkte sozial regulierter Konstruktionsmechanismen. Oder anders: So wie races bzw. ethnische Identitäten keine bewußtseinseintrübenden Hirngespinste sind, also Schwarzsein und Weißsein als real geronnene Identitäten durchaus existieren (verstanden als je spezifische, immer auch körperliche Weisen des Denkens, Fühlens und Handelns), so gilt umgekehrt gleichfalls, dass der Umstand, permanent sich vollziehender Konstruktionsmechanismen nicht aus den Augen geraten darf.
Konkret: Besagte Konstruktionsmechanismen zu begreifen, erfordert einerseits die Beschäftigung mit realer, sei es rassistischer Diskriminierung, sei es rassistischer Priviligierung - wobei klar sein dürfte, dass beide, Priviligierung wie Diskriminierung, je nach Klassen-, Geschlechts- etc. zugehörigkeit nicht nur unterschiedlich ausfallen, sondern auch unterschiedliche Effekte nach sich ziehen können. Andererseits gilt es – im direkten Gegenzug - , die diskursiv fundierten Repräsentationsregime auszuleuchten, also jene Bilderspeicher, in de-

nen das Material versammelt ist, aus dessen Bestandteilen schwarze, weiße und andere Identitäten konstruiert werden; Material, welches sich der diskursiven Sphäre verdankt, d.h. welches sich aus visuellen Bildern (in Filmen und Printmedien, in der Werbung, etc.), aus Werten und Normen, aus sprachlichen und schriftlichen Äußerungen jeder Art, aus Musik etc. zusammensetzt. Die innerhalb der herrschenden Repräsentationsregime entworfenen Bilder von Schwarzsein und Weißsein sind direkt aufeinander bezogen, mehr noch: das Prinzip des negativen Spiegelbildes eint sie: das, was die einen nicht haben, zeichnet die anderen aus - und umgekehrt. Ausbalanciert geht das allerdings nicht zu. Es dominiert der koloniale Blick, die Bilder sind von einem weißen Standpunkt aus konstruiert, und das gilt selbst für einen erheblichen Teil des von Schwarzen stammenden Bildermaterials. Praktisch werden die Bilder von Schwarzsein und Weißsein (und somit rassistischer Differenz) mittels einer Vielzahl gegensätzlich strukturierter Begriffspaare entworfen (Begriffspaare, welche ihrerseits das Rückrad der diskursiven Sphäre, also auch der herrschenden Repräsentationsregime bilden): Demnach sind es die erwachsenen Weißen, welche sich durch Arbeit, Geist und Disziplin auszeichnen, welche aktiv und fleißig - die Dinge gerade und feste im Blick - Kultur, Moral und Zivilisation erschaffen, immer im Hellen und Sichtbaren, stets trocken, gemäßigt und sauber. Demgegenüber sind die Schwarzen infantil, ganz Körper, Gefühl und Müßiggang; sie sind passiv, lasterhaft und weich, der feuchten und dunklen Natur nahe, ohne Geschichte und Kultur, versunken in wilder Barbarei, schmutzig, faul und aggressiv. Das aber ist nicht alles, ist doch der Gegensatz zwischen Schwarzsein und Weißsein ein durchkreuzter; durchkreuzt nicht zuletzt vom System patriarchaler Zweigeschlechtlichkeit, was v.a. deshalb pikant ist, weil die Bilder von Frauen und Männern (und somit sexistischer Differenz) mittels genau derselben Begriffspaare entworfen werden wie die zwischen Schwarzsein und Weißsein, wobei Frauen die schwarze und Männer die weiße Position innehaben. Diese Kreuzung zweier Herrschaftsverhältnisse hat zur Konsequenz, dass es in der Gesamtbilanz nur einen Herrn gibt: den durchsetzungsstarken, überlegenen und stets wohltemperierten weißen Mann (white male supremacy).

Die weiße Frau ist demgegenüber nur eingeschränkte Herrin: Sie steht zwar auf der Seite zivilisierter Kultur, ist gleichzeitig jedoch irritabel, sie ist weich, ist von Gefühlen bestimmt, ihre Grenzen sind unscharf, ja fließend. Das macht sie anfällig, läßt sie zur Seite des Natürlichen, des Schwarzseins neigen; Schutz hiervor ist nur seitens des weißen Mannes möglich. Auf der anderen Seite des Ufers stehen schließlich die schwarze Frau, der schwarze Mann. Wichtigste Differenz unter ihnen ist, dass der schwarze Mann, ausgestattet mit einem riesigen Penis, sinnenvergessen, ungezügelt und gefährlich ist, während die schwarze Frau hin- und herpendelt zwischen sexuell aufgeladener Animalität und fürsorglicher Mutter-Position.

Die entscheidende Frage ist nunmehr, in welchem Verhältnis die in den herrschenden Repräsentationsregimen entworfenen Bilderwelten zum tatsächlichen Schwarzsein bzw. zum tatsächlichen Weißsein stehen. Denn die Tatsache, dass die Subjekte durch diese Bilderwelten hervorgebracht, d.h. ins Leben gerufen werden (immer im Zusammenspiel mit realen Existenzbedingungen, so wie sie sich aus den jeweiligen Klassen-, Geschlechts-, Ethnizitäts-, etc. positionen ergeben), heißt ja noch lange nicht, dass dies in einem 1:1-Verhältnis erfolgen würde. Indes: So zentral diese Frage ist, ihre wie auch immer knappe Beantwortung ist unmöglich. Ich möchte es deshalb einmal mehr mit Andeutungen versuchen.

Gespaltenes Weissein: Zwischen kontrollierter Rationalität und verdrängter Lust

Ich beginne mit Weißsein (nicht ohne darauf hinzuweisen, dass Weißsein seinerseits je nach Klasse, Geschlecht etc. zerklüftet ist): Natürlich ist reales Weißsein mehr als Arbeit, Geist und Disziplin. Denn so sehr die Repräsentationsregime es vorgaukeln (und so recht es weißer Identität wäre), Begehren, Gefühle und Impulse, kurz Körper bzw. Körperlichkeit, alles das kann verdrängt, kann moduliert bzw. in sozial regulierte Bahnen gelenkt, nicht aber aufgehoben, d.h. aus der Welt geschaffen

werden. Oder anders: Die Subjekte sind zwar das Produkt sozial regulierter Konstruktionsmechanismen, allein: das, was da konstruiert wird, ist keine Schaffung aus dem Nichts; erst einmal, d.h. anfangs seines Lebens ist der Mensch ein vitales Bündel körperlich-affektiver Bedürfnisse, Impulse und Energien, nicht mehr und nicht weniger! Und weil das so ist, ist Subjektwerdung (in kapitalistisch-patriarchalen Nationalstaaten) ein prinzipiell schmerzhafter Prozeß. Oder in den Worten zweier Altmeister: "Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt." (Adorno/Horkheimer)

Dies vor Augen geführt erschließt sich auch die eigentliche Bedeutung des negativen Spielgelbildes: So wie innerhalb patriarchaler Logiken Frauen das Verdrängte verkörpern (gefährlich-süß wie es ist...), so sind Schwarze innerhalb rassistischer Logiken StatthalterInnen des Abgespaltenen, verkörpern aus weißer Sicht das, was faszinierend und begehrenswert ist, was Lust macht, aber auch Angst, was mit Haß und Ekel verfolgt wird; denn das Abgespaltene ist verführerisch wie gefährlich, droht es doch die eigene Kontrolliertheit zu sprengen: die mühsam errichtete Heterosexualität, ja Geschlechtlichkeit überhaupt, die Selbstdiszipliniertheit zum Zwecke der Lohnarbeit etc. Mit anderen Worten: Wer die weiße Ambivalenz, ihre Bereitschaft zur konsumistisch-lustvollen Einverleibung schwarzer Kultur (incl. fetischistischer Verherrlichung glänzend-schwarzer Haut) verstehen möchte, bei gleichzeitiger Nicht-Problematisierung eigener Weißheit, der bzw. die sei auf die Gespaltenheit weißer Identität verwiesen, also darauf, dass das weiße Subjekt in seinem Innersten kontrollierte Rationalität zu sein wünscht, und dennoch seinem Körper nicht zu entfliehen vermag, mit der Konsequenz, immer wieder ängstlich-lustvoll auf das durch blackness Verkörperte zuzutaumeln.

Allein: Das weiße Subjekt will hiervon nichts wissen, es möchte innerhalb der Repräsentationsregime unsichtbar bleiben, so wie ja auch das Abgespaltene zur Unsichtbarkeit verdammt ist. In seinem Selbstverständnis ist die eigene Weißheit das Normale, das Universelle, das, was keiner eigenständigen Thematisierung bedarf. Ins Rampenlicht gehört stattdessen die zur Andersheit erklärte blackness, als solche Andersheit soll sie thematisiert sein, und das zu nichts anderem [illegible] zur identitären Bekräftigung der eigenen, d.h. weißen Identität.

Ich möchte Zwischenbilanz ziehen: Bezüglich realem Weißsein haben sich die innerhalb der herrschenden Repräsentationsregime entworfenen Bilder als vieldeutig erwiesen: Sie scheinen einerseits Körperlichkeit und Affektivität auszublenden und deshalb eine Fehlrepräsentation darzustellen. Andererseits sind sie der Stoff, aus dem reales Weißsein gemacht ist. Denn die Spaltung weißer Identität ist keine Fiktion, sie ist real! Weißsein heißt tatsächlich Kontrolle eigener Körperlichkeit und Vitalität, genau so wie Zwangsheterosexualisierung, Zwangsvergeschlechtlichung etc.. Und auch heißt Weißsein, mittels phantastisch-projektiver Zuschreibungen nicht nur (eins auf's neue) rassistische Differenz zu stiften, sondern auch über ein Ventil zum inneren Spannungsabbau zu verfügen; schließlich ist, mit Toni Morrison gesprochen, der blackness-Pol innerhalb der herrschenden Repräsentationsregime in erster Linie ein Traum, ein Traum, der, wie jeder Traum, ausschließlich Auskunft über seine TräumerInnen gibt, in diesem Fall: seine weißen TräumerInnen!

Gespaltenes Schwarzsein: Zwischen Unterordnung, Selbsthass und Widerstand

Es versteht sich von selbst: Unter diesen Bedingungen ist das Verhältnis zwischen realem Schwarzsein und den innerhalb der Repräsentationsregime entworfenen Bildern von blackness ungeheuer schwierig Genausowenig wie Weiße nur kontrollierte Rationalität sind, gehen Schwarze in purer Körperlichkeit auf; und auch gilt, dass Schwarze genauso wie Weiße den Erfordernissen kapitalistisch-patriarchaler Nationalstaaten unterworfen sind, also ebenfalls Körperlichkeit und Vitalität kontrollieren, Heterosexualität und Geschlechtlichkeit herausbilden müssen, etc. Das aber heißt: Auch die schwarze Identität ist (strukturell) gespalten: Einerseits sind die als schwarz markierten Menschen den Subjektivierungsimperativen unterworfen, die innerhalb der herrschenden Repräsentationsregime der weißen Subjektposition zugeschrieben werden. Andererseits ist es den als schwarz markierten Menschen nicht möglich, der rassistischen Markierung zu entgehen. Sie werden, ob sie wollen oder nicht, als schwarze Menschen subjektiviert, so wie auch umgekehrt Weiße. Sie sind deshalb unweigerlich all den Zuschreibungen ausgeliefert, welche die herrschenden Repräsentationsregime für

schwarze (d.h. als solche markierte) Menschen bereithalten. Das und die strukturell notwendige Unterwerfung unter die weiße Subjektposition hat zweierlei zur Folge: Einerseits den vielzitierten schwarzen Selbsthaß: "Und sie griffen nach der Häßlichkeit, warfen sie sich wie einen Mantel um und gingen so durch die Welt." (Toni Morrison) Andererseits den Wunsch, dem von außen auferlegten Selbsthaß etwas Eigenes entgegenzusetzen, der Fremdethnisierung selbstbewußt und subversiv zu begegnen. Dass dies eine widersprüchliche und nicht immer in emanzipatorische Entwürfe einmündende Praxis ist, soll jetzt noch am Beispiel schwarzer Männlichkeit(en) gezeigt werden. Eine ganze Reihe schwarzer Männer in den USA und GB (welche nicht den immer noch seltenen Sprung in die Mittelklasse geschafft haben) hat im Laufe der letzen 200 Jahre eine heterosexistische, phallozentrisch geformte Hypermaskulinität herausgebildet, d.h. ein derart in's Extrem gesteigertes Männlichkeitskonzept, dass selbst die schwarze Kulturtheoretikerin bell hooks von einem "lebensgefährlichen Würgegriff patriarchaler Maskulinität" spricht, in welchem eine Vielzahl schwarzer Männer verstrickt sei. Losgetreten wurde diese Entwicklung bereits im Zeitalter der Sklaverei, damals durch die demütigende Erfahrung schwarzer Männer, in jedweder Hinsicht degradiert und unterworfen zu sein, also auch keinen Zugang zu solchen Attributen zu haben, welche gemeinhin, d.h. im Rahmen patriarchaler Verhältnisse mit selbstbewußter Männlichkeit verknüpft werden, wie z.B. Autorität, familiäre Versorgertätigkeit oder Privateigentum. Diese Demütigungserfahrung (deren Zustandkommen allerdings nur vor dem Hintergrund eines patriarchalen Ehrenkodex Sinn macht) ist durch personellen und strukturellen Rassismus bis auf den heutigen Tag fortgeschrieben worden. Damals wie heute haben sich schwarze Männer durch die Herausbildung besagter Hypermaskulinität zur Wehr gesetzt, haben Gewalt und Diskriminierung durch einen eigenen Kultus der Stärke beantwortet. Dies umfaßt auch die Nicht-Bereitschaft vieler schwarzer Männer, den Mythos ihrer vorgeblich übergroßen Potenz (wozu auch die weiße Phantasie des schwarzen monströsen Phallus gehört) zu demystifizieren. Im Gegenteil: Die rassistischen Stereotype werden oftmals absorbiert, die Mythen fortgeschrieben. Ob im Sport oder im Rap, an der eigenen Körperlichkeit wird gearbeitet und gefeilt. Pulsierende Lebendigkeit, Intensität und offensiv zur Schau getragene Lebensfreude sind Programm - wider den rassistischen Alltag! Endgültig eskaliert ist dies in den 80-er und 90-er Jahren. Die politischen Freiheitsvorstellungen der 60-er und 70-er Jahre sind in dieser Zeit zunehmend durch eine "Biopolitik des Fickens" (Paul Gilroy) ersetzt worden, die Artikulation von Freiheit, Autonomie und Handlungsfähigkeit wurde mehr und mehr mit hetero-sexuellem Begehren und expressiver Körperlichkeit in eins gesetzt, mit der Konsequenz, dass die schwarze community mitunter zu einem Ort gemacht wurde, welcher Repräsentanz vor allem durch herausragende (heterosexuell markierte) Körper wie den von Michael Jordan erfahren hat.



Diese Entwicklungen sind (insbesondere von schwarzer Seite aus) oft problematisiert worden, nicht zuletzt aus zwei Gründen: Erstens ob der immer wieder massiven Gewalt innerhalb der schwarzen Community selbst, sei es direkte Gewalt unter heterosexuellen Männem oder sei es frauenfeindliche bzw. homophobe Gewalt. (Dass Homosexualität ‚the white men's disease' wäre, das ist unter manchen Schwarzen bis heute ein geflügeltes Wort.) Zweitens ob eines verhängnisvollen Zirkels: Die körperbezogene und zudem sexuell aufgeladene Hypermaskulinität unter schwarzen Männer, welche ja immer schon eine Antwort auf rassistische Unterdrükkung dargestellt hat, ist ihrerseits oftmals als wirklichkeitsverbürgende Bestätigung weißer Projektionen wahrgenommen worden, mehr noch: sie hat die rassistische Fiktion bis zu einem bestimmten Punkt real gemacht - ablesbar z.B. an der Vorherrschaft schwarzer Männer in bestimmten Sportarten. Welche dramatischen Konsequenzen ein derartiger Zirkel zwischen

Realität und diskursiv fundiertem Repräsentationsregime haben kann, das wiederum - Bogen zurück! - hat der koloniale Gau auf dem 3. und 4. Grenzcamp gezeigt (d.h. die koloniale Leichtfertigkeit, mit der The Voice in der Weimarer e-mail attackiert wurde). Deshalb sei mit allem Nachdruck darauf hingewiesen: Männlichkeit hat viele Gesichter, zwei habe ich (andeutungsweise) erwähnt: white male supremacy sowie schwarze phallozentrische Hypermaskulinität. Was sie und andere Männlichkeiten eint, ist, dass sie alle personelle und strukturelle Gewalt ausüben, dass also keine besser ist als die andere und dass sie deshalb zusammen bekämpft gehören (ohne dass hierbei jedoch die je unterschiedlichen Entstehungsbedingungen aus den Augen verloren werden sollten).
Ein Aspekt sei noch kurz erwähnt: Eingangs hieß es, dass blackness & whiteness reduktionistische und deshalb auszudifferenzierende Polarisierungen seien. Dies gilt es, auf jeden Fall zu beherzigen. Wer Rassismus ernsthaft analysieren möchte, die bzw. der muß sehr viel genauer vorgehen als im vorliegenden Artikel, die bzw. der muß bereits in Europa unterschiedlichste Differenzierungen machen, z.B. die zwischen ost-, west-, süd- sowie südosteuropäischen Identitäten - und selbst das dürfte nicht reichen... Allein: Ganz gleich welches rassistische Verhältnis untersucht wird, oft ist das Strickmuster insofern ein ähnliches, als es immer gegensätzlich strukturierte Begriffspaare sind, entlang derer Ethnisierung erfolgt. Wie das konkret funktioniert konnte jüngst nach den Terroranschlägen in den USA beobachtet werden, als einmal mehr westlich-christliche Zivilisation gegen arabisch-muslimische Barbarei in Stellung gebracht wurde.

Schlussfolgerung: Cross-Over-Conference in Bremen

Zweierlei hoffe ich, einigermaßen plausibel gemacht zu haben:

1. Rassismus steckt strukturell in jedem als weiß markierten Menschen. Weiße AntirassistInnen dürfen sich deshalb nicht darauf beschränken, vor allem staatlichen Rassismus zu attackieren. Sie müssen immer auch den gesellschaftlichen Rassismus und somit sich selbst im Auge behalten. Konkret: Eine der zentralen Zielsetzungen weißer antirassistischer Politik hat in diesem Sinne die bewußt herbeigeführte Zerschlagung weisser Identität zu sein! Nur so besteht im übrigen auch eine reelle Chance, dass antirassistische Grenzcamps langfristig nicht mehr nur eine überwiegend weiße Angelegenheit bleiben.
2. Sexismus, Heterosexismus und Rassismus sind derart ineinander verschränkt, dass sie nur zusammen begreifbar und bekämpfbar sind - oder gar nicht! Dies gilt es theoretisch wie praktisch zu beherzigen.

Ein Ort, diese und viele weitere Fragen zu diskutieren, ist hoffentlich die 1. cross-over-conference vom 17.-20. Januar 2002 in Bremen.

Literatur:

Abseits der üblichen Verdächtigen (von J. Butler über S. Hall bis hin zu M. Foucault) sind für vorstehenden Artikel v.a. 4 Quellen wichtig gewesen:

1. alaska: materialien. set it off. Rassismus, Feminismus und Postkolonialismus.
2. bell hooks: black looks. Popkultur - Medien - Rassismus.
3. Kobena Mercer: new positions in black cultural studies.
4. Diverse Romane und Essays von Toni Morrison.

„Die Sicht der Dinge"

Wie alt schätzen Sie die abgebildete Frau ?



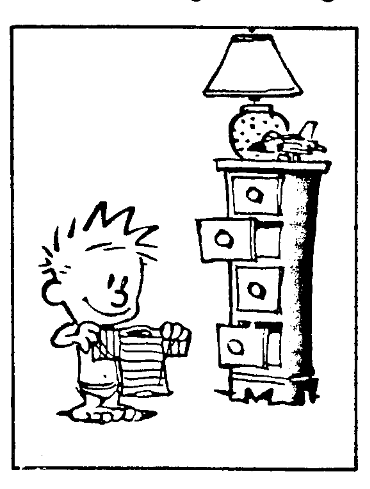
Es ist nicht immer ganz einfach einen einmal eingenommenen Blickwinkel zu verlassen und eine neue „Sicht der Dinge" zu finden. So sehen Sie vielleicht im obigen Bild eine schöne, junge Frau oder aber eine alte Frau. Tatsächlich verbergen sich zwei Frauen in der Abbildung. Schon gefunden?

Crossover Conference

vom 17.-20. Januar 2002 in Bremen

Der erste Bericht...
(Pro-)FeministInnen, Anti-racistInnen, Queers, RollifahrerInnen und viele andere trafen sich, um 'Machtnetze anzugreifen'! Während der letzten vier Tage wurde Bremen der Ort eines der größten linksradikalen Konferenz seit Jahren. Die Einschätzungen bei weitem übertreffend nahmen über 700 Menschen teil und diskutierten drei Tage auf zahlreichen Workshops 'networks of power'.

Themen waren unter anderem Globalisierung, Patriachat, Rassismus, Antisemitismus, Islamophobie, Feminismus, Queere Politiken, Neoliberalismus, Nationalismus, Identitäten, (Hetero-)Sexismus und ganz besonders immer wieder die Verstrickung dieser Themen. Aber auch praktische Strategien wurden erläutert, diskutiert und angewandt, wie zum Beispiel das Demo-Konzept 'Pink and Silver'. Die Konferenz wurde geplant und organisiert von dem Vorbereitungsteam des 'anti-rassistischen und anti-sexistischen Summercamp Projekt'. Das Ziel dabei war es, (pro-)feministische Sichtweisen als festen Bestandteil in linksradikale Politiken zu integrieren und Menschen aus verschiedenen politischen Bereichen und Ländern zusammen zu bringen. Letzteres ist den OrganisatorInnen ganz sicher gelungen: Menschen aus Polen, Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz, Griechenland und anderen Teilen der Welt nahmen an der Conference teil. Ob sich die erstgenannten Zielsetzungen längerfristig erfüllen, wird sich zeigen. Das grosse Interesse und die bereits jetzt angekündigten Folgeveranstaltungen lassen hoffen. Vom 19.-21. April diesen Jahres wird in Berlin das Crossover-Seminar stattfinden, auf der neben einer Auswertung der Konferenz die Frage nach einer Verbindung von linksradikaler 'Crossover' Theorie und Praxis diskutiert und ausprobiert werden soll. Vom 3.-11. August 2001 wird an einem noch unklaren Ort in Deutschland oder einem anderen Land ein Crossover-Summercamp stattfinden. Das neue Vorbereitungsteam, welches sich mit Unterstützung der alten Gruppe in Bremen gegründet hat, sucht noch (transnational) nach Menschen, die Lust haben, in das Projekt einzusteigen oder zu helfen (Kontakt: **summercamp@squat.net**). Informationen zu den vorgestellten Folgeveranstaltungen, den Reader der Konferenz mit vielen inhaltlichen Texten und den Protokolle des Projektes gibt es (mehrsprachig) unter
www.summercamp.squat.net.crossover conference - the days after.









Der zweite Bericht..

Es ist geschafft, doch wie geht es weiter? Über 600 Leute sind zur crossover conference nach Bremen gefahren und haben vier Tage lang - vom 17. bis zum 20 Januar - die Polit-Szene in der gemütlichen Hansestadt verstärkt. Sie kamen aus ganz Deutschland, aus Großbritannien, Polen, Frankreich, Schweden, der Schweiz, der USA und anderen Ländern und haben uns - das leider nur 11köpfigen Orga-Team - vor die verzwicktesten logistischen Probleme gestellt. Wie gesagt, jetzt ist es vorbei und wir haben uns - mehr oder weniger - erholt. Aber nun geht es uns darum, Eindrücke zu sammeln und zu fragen, wie es politisch weitergehen kann.

Noch einmal ein paar Worte zu dem 'Wir'. Wir haben unterschiedliche politische Hintergründe - feministische Politik, antirassistische Politik, antisexistische Männergruppen, Anti-Globalisierung, Uni-Politik, Queer, Anti-AKW etc. - und haben uns vor fast zwei Jahren zusammengetan, um aus unserer Kritik an der radikalen Linken ein neues Projekt entstehen zu lassen - ein antirassistisch-antisexistisches Sommercamp. Die Aufzählung dessen, was uns in linksradikalen Räumen als nicht mehr hinnehmbar erscheint, stellt sich für jede und jeden von uns in unterschiedlicher Gewichtung dar: Ein-Punkt-Debatten, Ignoranz gegenüber feministischen Positionen, fehlende Auseinandersetzung mit verinnerlichten Rassismen und Exotismen, Mackergepose und Checkertum, Trennungen in 'privat' und 'politisch', als selbstverständlich geltende Heterosexualität, eine zermürbende Arbeitsmoral, der zunehmende Ausschluss des Themas 'soziale Herkunft', Theorie-feindlichkeit oder Theorieverliebtheit, die Verliebtheit in die Debatte um Theorie-verliebtheit, hierarchische Kommunikationsstrukturen, auf Zweigeschlechtlichkeit begrenzte Wahrnehmung... das ließe sich noch erweitern. Da wir in unserem eigenen Denken, Wahrnehmen und Handeln leider oft genau das wiederfinden, was wir kritisieren, war es uns wichtig, mit einer kritischen Auseinandersetzung unserer eigenen Politik anzufangen. Für unser Sommercamp-Projekt hatten wir uns dabei viel vorgenommen. Wir wollten politische Räume schaffen, in denen nicht mehr die gewohnten weißen, männlichen, heterosexuellen und bürgerlichen Mehrheiten dominieren, wollten Ein-Punkt-Debatten überwinden, verschiedene Macht- und Herrschaftsverhältnisse zusammendenken und eigene Erfahrungen, Verletzungen und Grenzen aus der politischen Praxis ernstnehmen. Mit vielem sind wir zunächst gescheitert: Wir haben Leute verloren, scheiterten bei vielen Versuchen der Vernetzung und waren in der letzten Phase eine kleine Gruppe von nur zwölf Menschen, diese zwar nicht mehr mit männlicher und heterosexueller Mehrheit, aber immer noch weiß und bürgerlich. Auf dieses Scheitern reagierten wir, indem wir das Sommercamp verschoben und stattdessen die crossover conference organisiert haben. Auf dieser wollten wir für ein Sommercamp mobilisieren, Netzwerke bilden und uns über Interventionsstrategien für eine radikale, emanzipatorische, libertäre, linke politische Praxis austauschen.



In den Workshops auf der Konferenz sollten die Verschränkungen verschiedener Macht- und Herrschaftsverhältnisse - Nation, Patriarchat, Kapitalismus, Heterosexismus, Antisemitismus und Rassismus etc. - zum Thema gemacht und neue Widerstandsperspektiven eröffnet werden. Unter anderem ging es um das Verhältnis von Kapitalismus, Begehren und Alltag, Perspektiven für

feministisch-antirassistische Handlungsfähigkeit, Körper und Normalisierung, Differenzen in Sexualitäten und Männlichkeiten, Klassenherkunft, Antisemitismus, Prostitution, Zweigeschlechtlichkeit und sexuelle Gewalt, Perspektiven eines antipatriarchalen Antikriegswiderstands, schwule Identitätspolitik und queere Identitätskritik und bei allem um die Herstellungsprozesse verschiedener Dimensionen von Identität und Strategien intervenierender Politik. Außerdem wurden Filme gezeigt, Parties gefeiert und Performances präsentiert. Rampenplan kochte leckeres Essen. Wir von der Orga-Gruppe fanden die Atmosphäre sehr angenehm, das Miteinander nett, ruhig und geduldig, hätten uns aber gefreut, wenn mehr Leute mit angepackt hätten - besonders bei der 'Drecksarbeit', ohne die es halt nicht geht. Soziales und kollektives Handeln sollte unter Linken selbstverständlich sein, denken wir. Danke an alle, die uns - wie auch immer - geholfen haben.

Was hat der Kongress aber politisch gebracht? Da viele von uns von den Inhalten leider kaum was mitbekommen haben, sind wir auf eure Einschätzungen angewiesen. Und: Was habt ihr für Ideen für Vernetzung, für politische Praxis, für ein Sommercamp?
Auf dem Abschlussplenum wurde kritisiert, dass der Kongress zu weiß und zu akademisch war. Wir setzen uns mit dieser Kritik auseinander und hoffen, dass die Konferenz Anstöße für neue Netzwerke gibt und dass eine 'Erdung' von Theorie für alle kommenden Veranstaltungen und Aktionen besser gelingt. Positiv betont wurde, dass zumindest manchen sonst üblichen Mehrheitsverhältnissen etwas entgegengesetzt werden konnte: Frauen/ Weiblichkeiten waren zahlenmäßig stärker vertreten als Männer/ Männlichkeiten und lesbischwule, queer und trans-Leute waren weitaus präsenter, als es sonst in gemischten-linksradikalen Zusammenhängen üblich ist. Im Abschluss bildeten sich drei Gruppen, die über Aktion und Vernetzung nachdachten: eine zu Perspektiven von Migrations-Politik mit Leuten von der Karawane, eine zu lesbischwul-queeren Aktionsformen und eine mit dem Schwerpunkt Ökonomie/ Kapitalismus.
Die ersten Ideen für ein Sommercamp sind auch schon zusammengetragen worden: Das Camp soll vom 3. bis 11. August, irgendwo in Europa (Polen? Niederlande? Deutschland?) und citynah stattfinden. Das Vorbereitungsnetzwerk ist mit Leuten aus Spanien, Großbritannien, den Niederlanden, Deutschland und Polen weit gespannt und wird sich zunächst über englischsprachige e-Mail-Listen koordinieren. Das nächste Treffen wird im April in Berlin stattfinden. Nähere und aktuelle Infos findet ihr wie immer unter: **www.summercamp.squat.net**

Attack networks of power - es geht weiter.
Crossover-Conference von Lore Logorrhoe

Der dritte Bericht...
Die Veranstaltung platzte aus allen Nähten. Mit so einem überwältigenden Zulauf hatte niemand gerechnet. Weit über 600 Menschen kamen vom 17.-20. Januar nach Bremen zur Crossover-Conference, um "Machtnetze anzugreifen" (so der Untertitel der Veranstaltung), vor allem aber, um gemeinsam über aktuelle politische Perspektiven zu diskutieren. Daneben konnte man auch viele Filme sehen und ausgiebig feiern, eine Gelegenheit, die gerade auch von den Tunten genutzt wurde, um sich in voller Schönheit zu präsentieren.
Obwohl das Ganze angesichts der Enge ein eher schweisstreibendes Unterfangen war, ist die Stimmung allseits sehr optimistisch, wenn nicht gar euphorisch gewesen. Angeboten wurde eine breite Palette an Workshops, in denen AktivistInnen über den aktuellen Stand antirassistischer und kulturlinker Projekte informierten. Darunter waren auch viele mit queer-politischer Ausrichtung, zum Beispiel ein Workshop von Vertretern der Homolandwoche über schwule Identitätspolitik.
Ausserdem war ich noch auf einem sehr gut gemachten Workshop über das Verhältnis von angeblicher Normalität und so genannter Behinderung und bei einigen Vorträgen, die sich an Hand unterschiedlicher Beispiele allesamt mit dem vielschichtigen Ineinanderwirken von Kapitalismus, Migration, Geschlecht und Sexualität beschäftigten.

Auslöser für die Orga-Gruppe, die Konferenz ins Leben zu rufen, war zunächst das Unbehagen mit den bisherigen antirassistischen Grenzcamps, die 1999 in Görlitz, 2000 in Forst und 2001 in Frankfurt am Main stattfanden. Zum einen seien dort antisexistische Fragen zu wenig einbezogen worden, zum anderen fand die Gruppe antisexistische Kritik an farbigen Männern ihrerseits wieder rassistisch gefärbt. Da die Beschäftigung mit einem Unterdrückungsmechanismus gerne dazu führt, andere Herrschaftsstrukturen aus dem Blick zu verlieren und womöglich selbst zu reproduzieren, unternahmen die OrganisatorInnen mit der Bremer Konferenz den Versuch, die verschiedenen Herrschaftsweisen zusammenzudenken:
also all die grossen in der Linken an jeweils unterschiedlichen Orten kursierenden Begriffe wie: Kapitalismus, Rassismus, Sexismus, Antisemitismus, Homophobie, Zweigeschlechtlichkeit und Behindertenfeindlichkeit.
Dass sich so viele Leute für die theoretische Seite der Politik interessieren, ist zumindest neu, hat aber vielleicht mit der grundsätzlichen Ratlosigkeit in der Linken zu tun. All die dafür verantwortlichen Fragen und Widersprüche konnten natürlich nicht gelöst werden, aber die Einsicht in die Komplexität der Verhältnisse kann manchmal ja auch schon ein Fortschritt sein. Zumindest wenn sie den Anfang darstellt, um über neue und bessere Formen der politischen Organisation und Strategie nachzudenken. Ein Ergebnis war sicherlich die erhöhte Aufmerksamkeit der ganz besonderen Weise gegenüber, mit der wir als Individuen in diese Machtnetze eingebunden sind, mal als Nutzniessende, mal als Benachteiligte.
Die erklärte Absicht des Konferenz-Teams, Fragen von Geschlecht und Sexualität zu berücksichtigen, war wohl ausschlaggebend dafür, dass unter den TeilnehmerInnen überdurchschnittlich viele Frauen, Lesben und Schwule waren. Die Atmosphäre wurde vielleicht auch deshalb überwiegend als sehr angenehm beschrieben. Für viele war es nach langer Zeit wieder eine Gelegenheit, neue Bündnisse auf ihre Tragfähigkeit und Gemeinsamkeiten auszutesten. Auf dem Abschlußplenum kamen deshalb in einer spontanen Arbeitsgruppe Schwule und Lesben miteinander ins Ge-spräch und auch ins Lachen.



Leider war das Verhältnis, was Nicht-Weisse und MigrantInnen betraf, nicht annähernd ähnlich ausgewogen oder auf angenehme Weise umgedreht. Vielmehr folgte es eher den in der Linken bei solchen Veranstaltungen üblichen Maßstäben. Trotzdem gab es von MigrantInnen-Seite auch Kritik an einer solch pauschalen Feststellung, denn oft sei die Anwesenheit von MigrantInnen eben einfach nur weniger "auffällig", weil sie nicht über klare, doch fragwürdige Merkmale deutlich zu erkennen seien. Schuld daran ist das Klischeebild vom "Exoten", das viele Weisse im Kopf haben.
Ein Ungleichgewicht in der Zusammenstellung des Publikums vermute ich auch in Bezug auf Angehörige der Mittelschicht gegenüber anderen sozialen Herkünften. Das äusserte sich unter anderem darin, dass Unmut über die akademische Unverständlichkeit vieler Beiträge laut wurde. Die gesellschaftstheoretischen Analysen setzten unausgesprochen oft einen bestimmten Bildungshintergrund voraus, um mitreden zu können. Um schliesslich ebenfalls dem internationalistischen Anspruch gerecht zu werden, fungierten sowohl Englisch als auch Deutsch als Konferenzsprachen. Ausserdem wurden Übersetzungen ins Französische (und Polnische!, d.T.) angeboten. Erfreulicherweise kamen infolgedessen Menschen aus verschiedenen Ländern West- und Osteuropas und Afrikas.

Trotzdem sollte man sich fragen, ob gerade die autonome Linke ihre Abneigung gegenüber grösseren Organisationsstrukturen gerade dann aufgeben sollte, wenn es darum geht, Widerstand zu globalisieren. Zum Glück wurden die theoretischen Diskussionen nicht um ihrer selbst willen geführt.
Ihre praktische Anwendung auf politische Strategien und Aktionsformen wurde immer mit einbezogen und zum Teil auch ausprobiert. Der Workshop von Pink Silver zu "Radical Cheerleading" setzte die Theorie auf einer Bremer Einkaufsstrasse gleich in die Praxis um und brachte choreografisch formvollendet politische Parolen zu Gehör.

Andere KongressteilnehmerInnen liessen für den Bremer Innensenator frühmorgens ein lautstarkes flüchtlingspolitisches Ständchen erklingen. Ausserdem wurden in abschließenden Workshops weitere Treffen, Diskussionen und Aktionen verabredet. Noch nicht geklärt ist die Frage, ob nun ein eigenes Sommercamp ins Leben gerufen oder lieber auf die verstärkte Teilnahme an den antirassistischen Camps, die diesen Sommer in Thüringen, Strassburg und Ostpolen stattfinden, gesetzt werden soll. Vom 19.-21. April soll es deshalb eine zweite Crossover-Konferenz geben, auf der diese Fragen geklärt werden können. Weitere Infos sowie das Bremer Tagungsprogramm mit dem dazugehörigen lesenswerten Reader können hier (bei **www.etuxx.com**) abgerufen werden. Ein anderer Konferenzbericht findet sich auf Indymedia.



Einladung zum Crossover Summer Camp, 3.-11. August bei Berlin

Wir gehen davon aus, dass saemtliche Macht- und Herrschaftsverhaeltnisse aufs engste miteinander verzahnt sind.

Deshalb machen wir u.a. Nation, Patriarchat, Kapitalismus, Heterosexismus, Antisemitismus und Rassismus in ihren Verschraenkungen zum Thema.

Es geht uns dabei darum, neue Widerstandsperspektiven zu eroeffnen.

Das Programm fuer das Camp umfasst politische Aktionen, Performances, Diskussionen, Theorieworkshops, Kuechenarbeit, Tanzen, Musik, Aufraeumen und noch viel mehr.

Ziel des Ganzen ist, Leute aus unterschiedlichen politischen Richtungen zusammenzubringen, Schnittstellen zu finden, neue Buendnisse zu schaffen, an Interventionsformen zu arbeiten und damit neue Impulse fuer eine radikale, emanzipatorische, libertaere, linke, antirassistische, feministische... politische Praxis zu geben.

Wir suchen noch UnterstuetzerInnen und MitstreiterInnen.

Ihr seid herzlich eingeladen !

Die OrganisatorInnen



Selbstdarstellung des Crossover Summer Camp Projekts

Was wir wollen:

Unser Ausgangspunkt ist die Ueberzeugung, dass all die verschiedenen gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhaeltnisse untrennbar miteinander verknuepft sind und sich wechselseitig durchdringen und oft stabilisieren. Daraus wollen wir praktische Konsequenzen ziehen.

Unser Ziel ist es, zum Aufbau einer neuen Konstellation politischer Stroemungen beizutragen. "Neue Konstellation" heisst fuer uns:

Endlich sollen antisexistische Positionen nicht mehr von (Pro-) Feministinnen gegen den passiven oder aktiven Widerstand der Mehrheit durchgekaempft werden muessen, sondern selbstverstaendlich sein; und endlich sollen Maenner aus eigener Initiative pro/feministische Politik machen.

Wir wollen ein Ende der Dominanz der heterosexuellen Kultur in der radikalen Linken, fuer die Schwule unterhaltsame bunte Einsprengsel sind, in der Lesben nahezu unsichtbar und Zwitter und Transgenders hoechstens Objekt wissenschaftlicher Neugierde sind.

Unter dieser neuen Konstellation stellen wir uns ausserdem eine vor, in der migrantische und juedische Leute, people of color... (egal, an welchem Ort aufgewachsen) selbstverstaendlich sind; wo die Umgangsformen und die Sprache der Mehrheitsgesellschaft nicht die Norm sind und weisse AntirassistInnen sich mit ihren eigenen Rassismen praktisch auseinandersetzen und ihre Motivationen transparent machen, statt nur fuer und ueber die sogenannten Unterdrueckten zu sprechen.

Nicht zuletzt wollen wir ein Buendnis, wo Mittelschicht-Sprache und -Umgangsformen nicht die unhinterfragte Norm sind.

Es geht uns nicht darum, eine Gruppe zu idealisieren oder zu daemonisieren, sondern darum, Normen in Frage zu stellen.

Wir glauben nicht, das wir gesellschaftliche Strukturen einfach durch ein paar Verhaltensaenderungen aufloesen koennen. Aber uns ueber Umgangsformen und Sprache bewusst zu werden und daran zu arbeiten ist ein wichtiger erster Schritt. Wir wollen Leute zusammenbringen, die sich selbst UND die aeusseren Bedingungen veraendern wollen; wir wollen nicht nur Machtnetze angreifen, sondern bestehende widerstaendige Netzwerke staerken und neue aufbauen.

Wer wir sind:

Die Vorbereitungsgruppe des Crossover Sommercamp Projekts hat sich auf der Crossover Conference im Januar diesen Jahres in Bremen neu gegruendet. In unserem Netzwerk sind Leute, die auf der Conference dazu gekommen sind und Leute aus dem "alten" Sommercamp Projekt, die urspruenglich ein anti-sexistisches, anti-rassistisches Sommercamp geplant haben und spaeter die Crossover Conference mitorganisiert haben.

Viele von uns kennen sich aus linksradikalen und feministischen Zusammenhaengen in Deutschland und Polen. Die meisten von uns haben einen deutschen Pass. Momentan sind wir zu 90% FrauenLesben. Wir kommen aus unterschiedlichen politischen Generationen, und auch was unsere soziale Herkunft und aktuelle Klassenlage betrifft gibt es Unterschiede. Unser Zusammenhang ist jedoch ansonsten noch gar nicht so gemischt, wie wir es gerne haetten.

"Crossover" - der neue Name des Projektes:

Auf der conference in Bremen stellten wir fest, dass der ehemalige Name des Projekts ("anti-sexistisches, anti-rassistisches Sommercamp") unseren Vorstellungen nicht gerecht wird, da in ihm nur zwei Herrschaftsverhaeltnisse benannt werden.

"Crossover" bedeutet uebersetzt soviel wie "Kreuzungsstelle" und/oder "Ueberschneidung". Mit diesem Namen wollen wir zum Ausdruck bringen, dass Macht- und Unterdrueckungssysteme (Patriarchat, Kapitalismus...) niemals voneinander getrennt, sondern eng miteinander verbunden sind.

Wir bevorzugen eine positive und inhaltliche Definition davon was wir wollen und eine Beschreibung unserer Strategien anstelle der Ablehnung dessen, was wir nicht wollen (anti-...). Zum Beispiel ziehen wir eine positive Bezugnahme auf Feminismus dem Begriff Antisexismus vor.

Wie wir uns organisieren:

Das alte Projekt traf sich ab August 2000 etwa monatlich an verschiedenen Orten, meistens in Berlin oder Bremen und einmal in Warschau. In dieser neuen Phase des Projektes, in der die Leute im Netzwerk von Spanien bis Polen ueber Europa verstreut sind, stuetzen wir uns verstaerkt auf lokale Treffen und e-Mail-Kommunikation.

Eine separate, koordinierte Organisierung von MigrantInnen bzw. People of color im Rahmen einer gemeinsamen Vernetzung koennen wir uns genauso gut vorstellen wie eine engere Zusammenarbeit.

Dass sich FrauenLesben im Rahmen der Campvorbereitung und auch auf dem Camp separat organisieren koennen, steht fuer uns ebenfalls ausser Frage.

Die Frage des Umgangs miteinander finden wir sehr wichtig und wir wollen definitiv etwas anderes als das politmackerhafte Rumgepose, das wir aus vielen linken Zusammenhaengen so gut kennen. Wobei das nicht die einzige Form von Maennerdominanz ist - beziehungsweise von Dominanz ueberhaupt -, die uns stoert. Wir bilden uns aber nicht ein, "die Loesung" gefunden zu haben, das heisst wir sind offen fuer neue Ideen und Umgangsformen.

Transnationalitaet und Sprache:

Eine von moeglichst vielen verstehbare Sprache bedeutet im Sinne der angestrebten Transnationalitaet des Camps auch, dass hoffentlich viele der Workshops auf englisch stattfinden werden, und dass wir fuer alle vertretenen Sprachen UbersetzterInnen organisieren wollen.



Sprache:

Wir sind uns bewusst, dass Sprache Distanzen und Ausschluesse erzeugen kann.

Wir wollen eine fuer moeglichst viele Leute verstehbare Sprache benutzen um Verstaendigungschwierigkeiten und die dadurch entstehenden Wissens- und Machthierarchien zu verhindern. Auch in diesem Sinne ist uns eine Atmosphere wichtig, in der es leicht faellt Fragen zu stellen und Kritik zu aeussern.

Alter und "special needs":

Uns ist eine gemischte Altersstruktur wichtig; das koennte bedeuten, dass wir sowohl "EinsteigerInnenworkshops" anbieten als auch, uns in der Vorbereitung darum bemuehen, einen Ort fuer das Camp zu finden an dem eine Unterbringung fuer Menschen, die aus welchen Gruenden auch immer nicht in Zelten schlafen wollen/koennen, moeglich ist. Am besten waere deshalb ein Tagungshaus mit einer angrenzenden Wiese.

Worum soll es gehen?

Wir streben eine grosse thematische Vielfalt auf dem summercamp an. Fuer uns bedeutet das unter anderem Auseinandersetzungen mit Nation, Patriarchat, Antisemitismus, Heterosexismus, Kapitalismus und Rassismus. Wir finden es wichtig, von Anfang an strukturelle Verknuepfungen zwischen einzelnen Macht- und Herrschaftsverhältnissen herzustellen. Zum Beipiel indem der innere Zusammenhang von Maennlichkeit, Heterosexismus und Weißheit thematisiert wird. Welche der unzähligen möglichen Verbindungen zum Thema werden, haengt ganz entscheidend davon ab, was Ihr einbringt. Was wir unter all diesen Schlagwoertern inhaltlich begreifen, das ist in einem kurzen Text wie diesem einfach nicht darstellbar. Aber wir haben vor, eine Art Reader aus Texten und Thesenpapieren zu erstellen.

Wir wollen keine Sommeruni, aber auch kein reines Aktionscamp, sondern ein Crossover zwischen "Theorie" und "Praxis".

Schliesslich ist unser langfristiges Ziel die Aufhebung der Trennung von Kopf- und Handarbeit.

Wir wollen die Verknuepfung von Theorie und Praxis in allen moeglichen Formen: von Tanz, freiem Schreiben, Wendo/Selbstverteidigung bis zu direkten Aktionen.

Camp Culture ?!?

Wir hoffen, dass das summercamp ein Schauplatz für Performances (z.B. Film, Musik, Artistik), subversive Kultur und kulturelle Subversion wird. Das nicht nur weil´s Spass macht - was als Begruendung ja schon ausreichend waere -, sondern weil wir Kultur als 'politischen' Raum begreifen; einen Raum, in dem die Gesellschaft auf vielgestaltige und zum Teil konflikttraechtige Weise ihre Wissensbestaende, ihre Normen und Werte, ihre Denk- und Empfindungsstrukturen wiederholt und immer wieder erneut herstellt.Ein Teil von radikalem Widerstand ist deshalb selbst in die kulturelle Produktion einzusteigen - auf dass die herrschenden Muster des Sehens, Hörens und Empfindens subversiv unterlaufen werden!

Spaetestens jetzt werden so manche sagen, unser Programm sei definitiv nicht realisierbar. Dieser Einschaetzung geben wir insofern Recht, als wir ueberhaupt nicht davon ausgehen, bereits beim ersten Summercamp alles realisieren zu können, was wir uns vorgenommen haben. Wir gehen davon aus, dass unser Projekt ein langfristiges ist, das langen Atem und viel Hartnaeckigkeit erfordert. Bisher hat es aber auch Spass gemacht.

Was bedeutet Vorbereitungsgruppe?

Stress, harte Arbeit, Service-Leistungen fuer konsumierende TeilnehmerInnen...?

Wir sind keine Workaholics und wollen es auch nicht werden. Das was wir tun soll uns Spass machen. Wir teilen uns die anfallenden Arbeiten nach unseren unterschiedlichen Intressensgebieten und Zeitkapazitaeten auf.

Selbstorganisation:

Auf dem Camp setzen wir auf die Selbstverantwortung der TeilnehmerInnen. So werden wir uns als "Orga-Gruppe" am zweiten Camp-Tag aufloesen und die Organisation moeglichst aller Aufgabenbereiche in die Haende der TeilnehmerInnen uebergeben. Die dann entstehenden verschiedenen Aufgabengruppen werden wir mit unserem Vorwissen unterstuetzend zur Seite stehen. Zum Gelingen und zu der Gestalt des Campes tragen alle bei.

Beteiligung im Vorfeld:

Da wir mit unseren jetzigen Kapazitaeten nur einen Bruchteil unserer Wuensche und Plaene verwirklichen werden, und ausserdem noch nicht so transnational und transethnisch sind, wie wir gerne waeren, wuenschen wir uns rege transnationale radikale Beteiligung an den Campvorbereitungen! (Es ist nie zu spaet, einzusteigen!)

bis dann

Der Vorbereitungszusammenhang

P.S.

Es gibt eine englischsprachige e-mail Diskussionsliste sowie eine e-mail-Liste fuer alle die generell an Informationen ueber das Projekt interessiert sind.

Die meisten Protokolle der ueberregionalen Treffen des alten Projekts sind auf unserer Website auf deutsch und englisch veroeffentlicht.

LINK 1:

Was meinen wir, wenn wir "linksradikal" sagen? Unser provisorisches statement zum Thema, ein work in progress.

(Hier wird noch gebaut)



LINK 2:

Was meinen wir, wenn wir "Feminismus" sagen? Unser provisorisches statement zum Thema, ein work in progress:



Unser Verständnis von Feminismus geht immer mit einer Herrschaftskritik und einer Kritik der bestehenden Verhältnisse (Kapitalismus, Rassismus..) und Unterdrückungsformen (sei es aufgrund von Hautfarbe, Herkunft, Aussehen, Alter...) einher und ist nicht ohne diese zu denken, da das Patriarchat eine der ältesten Unterdrückungsformen ist. Wir halten die vereinzelte Abschaffung eines Unterdrückungsverhältnisses innerhalb des bestehenden Ganzen weder für möglich noch für sinnvoll.

Es gibt x verschiedene Richtungen von (Pro-)Feminismus. Was den meisten Ansätzen gemein ist, ist das Bestreben, Unterdrückungsverhältnisse zwischen den Geschlechtern aufzuheben.

Die Aufhebung nur einen Unterdrückungsverhältnisses ändert noch lange nicht die Verhältnisse, in denen wir leben.

Der (Pro-) Feminismus auf den wir uns berufen, stellt nicht das eine Geschlecht (Frauen) über das andere (was dann ja nur eine Art Umkehrung der Verhältnisse bedeuten würde) und will auch nicht die Angleichung von Frauen an die sogenannten "männlichen Standards". Nach unserem Verständnis sind die Geschlechterkategorien sozial konstruiert und gehören perspektivisch aufgehoben! Da die patriarchalen Geschlechterkategorien jedoch seit sehr langer Zeit die Lebensrealitäten von Männern und Frauen sind, wird es nicht möglich sein, diese von heute auf morgen aufzuheben. Deshalb sehen wir die strategische Bezugnahme auf Geschlechtsidentitäten (link zu Identitaetspolitiken) in entsprechenden Zusammenhaengen als wichtig an, um die bestehenden sexistischen Strukturen fassen, aufdecken & angreifen zu können.

Radikale Veraenderungen (pro-)feministischer Art, werden nicht stattfinden ohne Gruppen, die Geschlecht thematisieren und dies getrennt geschlechtlich und in gemischten Gruppen tun.

LINK 3:

Was meinen wir, wenn wir "Identitaetspolitik" sagen? Unser provisorisches statement zum Thema, ein work in progress:

So wie es unterschiedliche Identitaetskonstruktionen gibt, gibt es auch unterschiedliche Identitaetspolitiken. Wir unterscheiden deshalb "essentialistische" Identitaetspolitiken, die meist auf den Erhalt von Privilegien oder auf ein Arrangement mit den Verhaeltnissen hinauslaufen, von "strategischen" Identitaetspolitiken, die der Sabotage von Macht- und Herrschaftsverhaeltnissen dienen. Unter "essentialistischen" Identitaetspolitiken verstehen wir Politiken, die die gemeinsame Identitaet auf eine Wesenseigenschaft (Essenz), z.B. ein als natuerlich begriffenes Frau-Sein, zurueckfuehren. Unter "strategischen" Identitaetspolitiken verstehen wir dagegen Politiken, die die gemeinsame Identitaet pragmatisch als eine konstruierte, d.h. hergestellte Realitaet begreifen, wie z.B. viele FrauenLesben-Zusammenhaenge. Wir wollen die komplexen Diskussionen um Identitaetspolitik, aber nicht auf diese Unterscheidung reduzieren.

Auf dem summercamp wollen wir uns nicht zuletzt mit strategischer Identitaetspolitik auseinandersetzen. Und darin vor allem mit der Frage, ob und wie es moeglich ist, trotz unterschiedlicher Erfahrungen politische Buendnisse zu schließen. Das herauszufinden, ist in erster Linie eine soziale Frage. Denn ob es gelingt, die mit Macht- und Herrschaftsverhaeltnissen verbundenen Differenzen im Denken, Koerperlich-Sein, Fuehlen und Handeln zu ueberbruecken, stellt sich erst im Kontakt selbst heraus: Ist es moeglich, einen wirklich respektvollen und gleichberechtigten Umgang miteinander zu etablieren (was nicht zuletzt ein hohes Maß an Sensibilitaet für unterschiedlichste Erfahrungshorizonte, Lebensrealitaeten und Verletzlichkeiten erfordert) oder nicht?

Der kleine Unterschied

DER HEIMLICHE LEHRPLAN IM ALLTAG UND IM UNTERRICHT

Der „kleine Unterschied“ ist eine schamhafte Umschreibung dessen, was beim unbekleideten Menschen von klein auf an als körperlicher Geschlechtsunterschied zu erkennen ist, und der spätestens bei der Geburt zu einer Einstufung als männlicher oder weiblicher Mensch führt. Der „kleine Unterschied“ ist aber zugleich auch alltagssprachliches Kürzel für eine Vielzahl von faktischen oder zugeschriebenen körperlichen, psychischen und sozialen Unterschieden zwischen weiblichen und männlichen Menschen.

Der „kleine Unterschied“ in den Geschlechtsorganen durchzieht das Leben vieler Menschen aufgrund dieser damit verknüpften Erwartungen und Zuweisungen wie ein Programm, wobei dieses Programm dem einen Halt und Orientierungshilfe bei der persönlichen Entwicklung als Mann oder Frau geben kann, andere aber auch existentiell an ihrer individuellen Entfaltung und an einem selbstbestimmten Leben hindern kann. Abweichungen vom typisch männlichen oder typisch weiblichen Körperschema, von einer typisch männlichen oder weiblichen Partner- oder Partnerinnenwahl und von typisch männlichem und weiblichem Alltagsverhalten werden nach wie vor in einem großen Teil der Bevölkerung als „unnormal“ oder lächerlich abgewertet.

Der „kleine Unterschied“ steht hier für ein zentrales Thema in der Sexualerziehung/Geschlechtserziehung.

Wie werden die Kinder in der Regel mit dem „kleinen Unterschied“ vertraut gemacht?

Unter dem Titel „Jungen und Mädchen unterscheiden sich“ oder „die Geschlechtsorgane des Jungen“ und – getrennt davon – „die Geschlechtsorgane des Mädchens“ werden Unterrichtssequenzen abgehalten, in denen entweder zuerst der Junge, dann das Mädchen „abgehandelt wird“, und zwar mit dem – sicherlich meist unbeabsichtigten Effekt –, daß die Kinder Jungen und Mädchen für zwei Sorten Menschen halten. Man gehört zu der einen oder anderen Sorte Mensch je nach dem, ob man bei der Geburt ein Glied oder kein Glied hat.

Warum sollte es die Kinder dann verwundern, daß „Mädchen“ dieses oder jenes tun oder lassen sollen, „Jungen“ hingegen dieses oder jenes wollen oder nicht wollen sollen? Und wie kann es verwundern, daß Kinder immer noch den Eindruck haben können, Jungen hätten „mehr“ an körperlicher Ausrüstung als Mädchen?

Ich glaube, daß die Aufklärung über die Geschlechtsorgane mit schuld daran ist, daß diese Effekte immer noch auftreten können. Die „klassische“ schulische und familiale Aufklärung basiert auf einer Sichtweise der Geschlechtsorgane, die die Erkenntnisse der Embryologie schlichtweg ignoriert und damit ein Bild von Mann und Frau transportiert, das weitreichende Folgen im Bewußtsein von Jungen und Mädchen haben kann.

DIE BIOLOGISCHE REALITÄT

Seit vielen Jahren wird in der Fachliteratur eindeutig dargestellt, daß männliche und weibliche Geschlechtsorgane einen gemeinsamen Ursprung haben. Bis zur sechsten Woche der Embryonalentwicklung kann man einem Embryo nicht ansehen – auch nicht unter Zuhilfenahme einer Lupe oder eines Mikroskops – ob er ein Junge oder ein Mädchen wird. Der menschliche Embryo ist doppelgeschlechtlich angelegt. Nur bei einer Chromosomenanalyse könnte man feststellen, ob in jeder Zelle das X-Chromosom paarweise vorkommt oder zusammen mit einem Y-Chromosom. Wenn das Y-Chromosom da ist, dann ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, daß aus dem Embryo körperlich ein Junge wird.

Was hat nun der doppelgeschlechtliche Embryo?

Er hat außen eine Geschlechtsgrube, zwei Geschlechtsfalten und zwei Geschlechtswülste. Vorne hat er einen Geschlechtshöcker (Abb. 1).

Innen hat er im Anschluß an die Geschlechtsgrube zwei Gangsysteme: Die zwei Wolff'schen Gänge und die zwei Müller'schen Gänge. Letztere haben ein kurzes gemeinsames Gangstück. Am Ende der beiden Gangpaare liegen Urkeimdrüsen, die sowohl zu Hoden als auch zu Eierstöcken werden können (Abb. 2). Die Entscheidung darüber fällt in der sechsten Woche der Embryonalentwicklung.

Wenn ein Y-Chromosom vorhanden ist, dann bewirkt ein bestimmtes Gen auf dem Y-Chromosom (ich gehe jetzt vom Regelfall aus), daß sich die Urkeimdrüsen in Hoden umwandeln. Wenn das Hodengewebe dann das männliche Geschlechtshormon Testosteron herstellt und wenn das Körpergewebe des Embryos auf das Testosteron anspricht (das ist nicht immer der Fall!), dann wachsen die inneren und äußeren Geschlechtsorgane des Embryos zu „männlichen“ Geschlechtsorganen weiter. Wenn kein Y-Chromosom da ist oder wenn das Testosteron nicht produziert wird oder wenn das Körpergewebe nicht auf Testosteron anspricht, dann wird aus dem Embryo ein Mädchen.

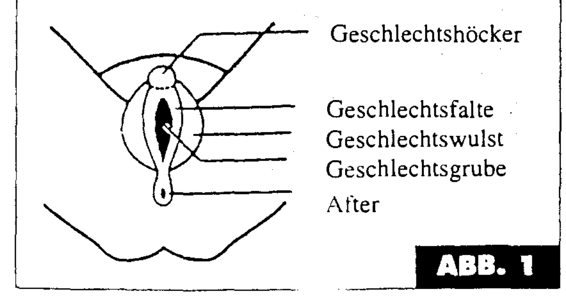


ABB. 1

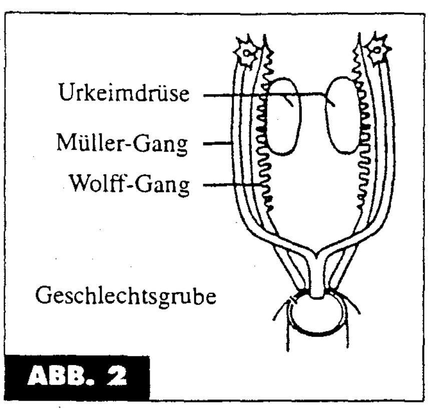


ABB. 2

Was passiert im einzelnen, wenn alle Voraussetzungen für das „Männlichwerden“ erfüllt sind?

Nur die Wolff'schen Gänge entwickeln sich weiter, und zwar zu Samenleitern und Nebenhoden; die Müller'schen Gänge verkümmern. Der Geschlechtshöcker wächst zusammen mit den Penisschwellkörpern nach außen und wird zur Eichel des Penis. Die Geschlechtsfalten umschließen gemeinsam als Harnröhrenschwellkörper die Harnröhre, die länger wird und schließlich die Eichel durchstößt. Die Geschlechtswülste wachsen zusammen zum Hodensack (die Narbe kann man lebenslang sehen) und nehmen die Hoden auf, die kurz vor der Geburt aus dem Bauchraum nach außen rutschen – und fertig ist die männliche Variante des Menschen. Er ist ausgestattet, seine Aufgabe bei der Fortpflanzung zu erfüllen: Seine Hoden stellen die kleinen flinken Samenzellen her, und sein Glied ist geeignet, die Samenzellen ganz nah an die Eizelle im Körper der Frau heranzubringen (Abb. 3).

Und wie wird man zu einem „weiblichen“ Menschen? Die Frage ist eigentlich falsch gestellt, aber darauf komme ich später zurück.

Wenn alle die Bedingungen, die oben als Voraussetzung für das Männlichwerden genannt sind, nicht erfüllt werden, dann wird der Körper des Embryos weiblich. Das heißt: Die Urkeimdrüsen werden zu Eierstöcken; die Wolff'schen Gänge verkümmern, und statt dessen nehmen die Müller'schen Gänge als Eileiter losen Kontakt mit den Keimdrüsen auf. Der gemeinsame Abschnitt der Müller'schen Gänge wird zur Gebärmutter und zum oberen Teil der Scheide. Die Geschlechtsgrube bleibt als Vorhof zu Harnröhre und Scheide erhalten bzw. bildet den äußeren Teil der Scheide; die Ge-

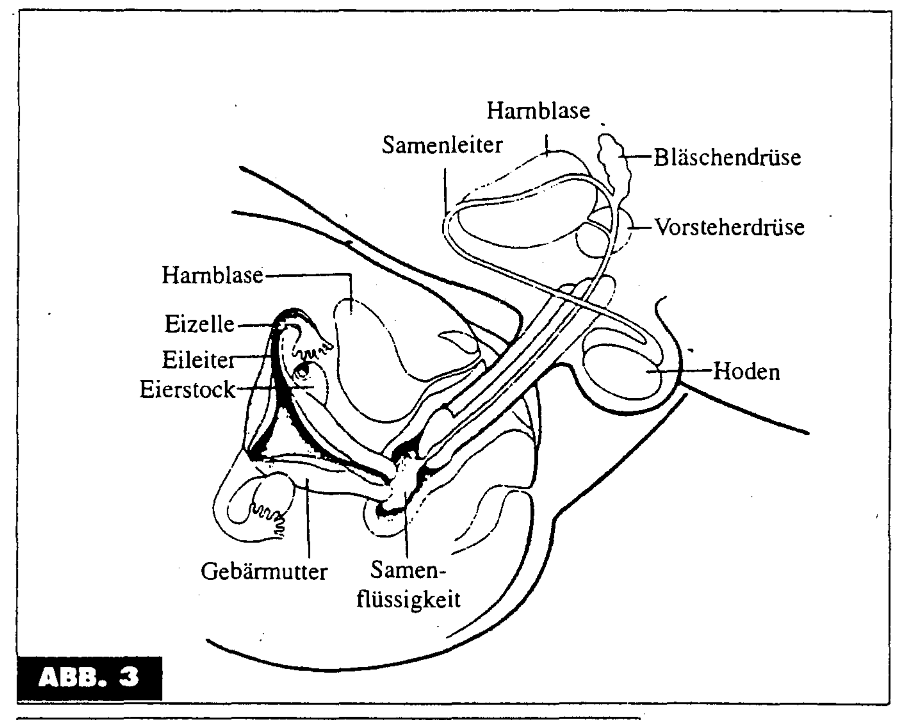
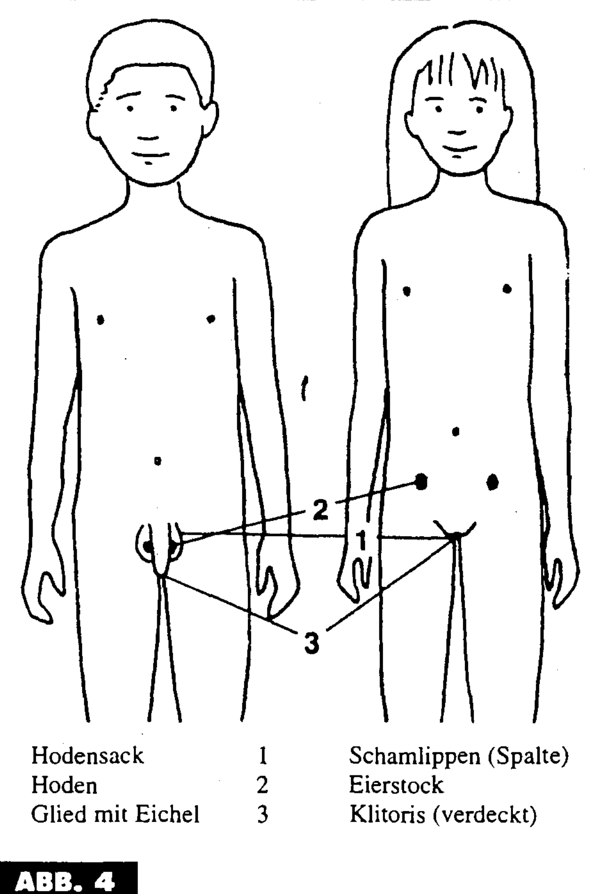


ABB. 3



Hodensack 1 Schamlippen (Spalte)
Hoden 2 Eierstock
Glied mit Eichel 3 Klitoris (verdeckt)

ABB. 4

schlechtsfalten werden zu kleinen Schamlippen, und die Geschlechtswulste zu äußeren großen Schamlippen. Der Geschlechtshöcker bleibt, wo er ist, und wird zur Klitoris. Die zugehörigen Schwellkörper liegen innen.

Damit ist der Körper dann mit dem ausgestattet, was eine Frau für die Fortpflanzung braucht: Keimdrüsen für die Eizellen, eine kleine Höhle für das ungeborene Kind, die Gebärmutter, und einen Zugang zu dieser Höhle für die Samenzellen bzw. einen Geburtsweg für das Kind, die Scheide. Die Klitoris hat sie, weil der Mann „eine Klitoris am Stiel" braucht und weil die Natur sich nicht den Luxus geleistet hat, zwei grundsätzlich unterschiedliche Baupläne hervorzubringen. (Analog ist das mit den Brustwarzen beim Mann. Er hat sie, weil die Frau sie braucht.)

KONSEQUENZEN FÜR DEN UNTERRICHT

Der morphologisch-anatomische Unterschied zwischen den Geschlechtern ist also denkbar klein. Es handelt sich lediglich um Spezialisierungen im Hinblick auf die getrennten Aufgaben bei der Fortpflanzung. Das kann man auch bei der Besprechung der Geschlechtsorgane deutlich machen, indem man von Anfang an die Information vermittelt: Jungen und Mädchen sind im Prinzip gleich gebaut. In der Grundschule läßt sich das dadurch kenntlich machen, daß man Junge und Mädchen gemeinsam beschriftet (Abb. 4), in der Sekundarstufe I kann man die Embryonalentwicklung einbeziehen und eine entsprechende Tabelle erarbeiten (Tabelle 1).

Und was erreicht man mit dieser Art der Aufklärung? Zuerst einmal ein sachlich zutreffendes Bild von einem wesentlichen Teilaspekt von Männlich- und Weiblichsein – ein unverzichtbares Lernziel im kognitiven Bereich der Geschlechtserziehung. Man kann sich aber darüber hinaus einer Reihe anderer sexualpädagogisch relevanter Ziele besser annähern als über die „traditionelle Art" der Aufklärung über die Geschlechtsorgane.

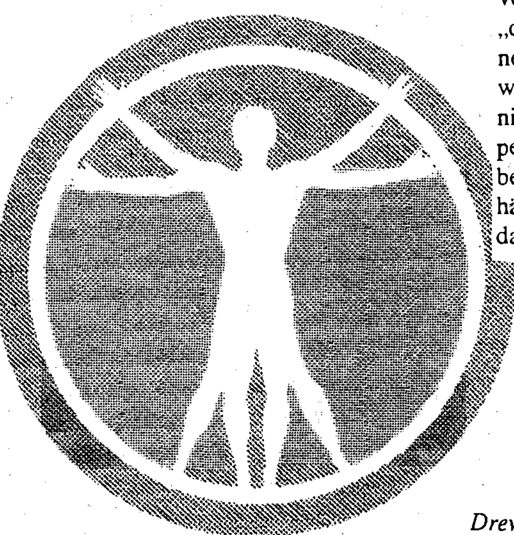
Wer kennt nicht die peinliche Situation, wenn man Kindern erklären will, daß es die Klitoris gibt bzw. welche Bedeutung sie hat? Wenn es der Lehrperson nicht peinlich ist, dann aber vielleicht vielen Kindern, vor allem Mädchen, die sich oftmals „irgendwie" ertappt oder verraten fühlen, wenn davon die Rede ist, daß auch sie ein Organ haben, das so empfindlich und erregbar ist wie das Glied des Jungen. Und wenn die Klitoris dann auch noch mit dem „anschaulichen" Namen Kitzler bezeichnet wird, dann sind die Mädchen gänzlich den Anzüglichkeiten der Jungen ausgeliefert.

Ganz anders ist die Situation, wenn in der Gruppe die Gemeinsamkeiten in den unterschiedlich aussehenden Geschlechtsorganen von Junge und Mädchen vor dem Hintergrund ihrer unterschiedlichen Aufgaben beim Kinderkriegen erklärt werden. Da ist dann die Rede von den Eierstöcken im Bauch der Frau und den Hoden außerhalb des Körpers des Mannes in den zum Hodensack zusammengewachsenen Schamlippen. Da ist die Rede vom Glied und von den angenehmen Gefühlen beim Geschlechtsverkehr, ohne die die

TAB. 1

gemeinsame Anlage	männlich	weiblich
Keimdrüsen	Hoden	Eierstöcke
Geschlechtshöcker	Eichel, Penisschwellkörper (Oberseite des Gliedes)	Klitoris
Geschlechtsfalten	Harnröhrenschwellkörper (Unterseite des Gliedes)	kleine Schamlippen
Geschlechtswülste	Hodensack	große Schamlippen
Müller-Gänge	(verkümmern)	Eileitertrichter, Eileiter, Gebärmutter
Wolff-Gänge	Nebenhoden, Samenleiter	(verkümmern)

Menschen sicherlich freiwillig keine Kinder gezeugt hätten und zeugen würden, und dann ist da auch die Rede von der Klitoris, die die gleichen Gefühle auslösen kann, weil sie im Prinzip das gleiche Organ ist wie das Glied des Jungen.
Zweierlei wird erreicht: Jungen und Mädchen erkennen, daß keiner mehr oder weniger als der andere hat, und im Hinblick auf die Selbstbefriedigung der Mädchen und den späteren befriedigenden sexuellen Umgang der Jugendlichen und Erwachsenen miteinander herrscht Klarheit bezüglich der Rolle der Klitoris, ohne daß in der Grundschule bereits weitergehende Aussagen diesbezüglich gemacht werden müssen.
Oben sagte ich, daß die Frage nach dem „Weiblichwerden" eigentlich falsch gestellt sei. Die derzeit aktuellen Befunde aus der Biologie belegen, daß bei den Menschen der weibliche Körper der ursprüngliche ist, und der männliche sozusagen eine „spätere Erfindung der Natur". „(Auch) Für die Spezies Mensch kann somit der Grundbauplan als weiblich bezeichnet werden. ... Spätestens an der Basis der Säugetiere ist das Y-Chromosom aus dem X-Chromosom evolutiv entstanden" (*Knußmann* 1996, S. 222).
Auch die vielen Bedingungen, die erfüllt sein müssen, um den Embryo im Einzelfall daran zu hindern, weiblich zu werden, belegen die Dominanz des weiblichen Grundbauplans. Diese Befunde begründen ein ganz anderes Bild von Mann und Frau, als es heute noch über den Schöpfungsbericht vermittelt wird.
„Dann sprach Gott der Herr: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht.' Da ließ Gott der Herr den Menschen in einen tiefen Schlaf fallen, nahm eine seiner Rippen und verschloß ihre Stelle mit Fleisch. Gott der Herr bildete aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau und führte sie dem Menschen zu. Adam sprach: ‚Dieses ist endlich Gebein vom meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleisch'. ..." (Genesis 2, 18. 21–24, zitiert bei *Halbfas* 1985, S. 21).
Dieses zutiefst in unserer Kultur verwurzelte Bild von dem im Grunde (gottähnlichen) männlichen Menschen, dem zuliebe die Frau im Nachgang geschaffen wurde, prägt meines Erachtens viele Erwartungen und Rollenzuweisungen, die es heute noch Jungen und Mädchen schwer machen, sich individuell zu entfalten und sich – völlig unabhängig von ihren Geschlechtsorganen und der damit verbundenen Zuweisung zu den männlichen oder weiblichen Menschen – einen selbstbestimmten Weg zu suchen.
Wie sonst als durch die Fakten aus der Biologie könnte diesem „Vorurteil" über die Herkunft des Weiblichen überzeugend entgegengewirkt werden? Und noch etwas kann die Aufklärung über die Geschlechtsorgane in dem hier vorgeschlagenen Sinne leisten: Die Freude Adams, endlich etwas vor sich zu haben, was von seinem „Gebein" bzw. „Fleisch" ist, mag ein Hinweis auf die große Sehnsucht vieler Jungen und Männer sein, an dem wundersamen Geschehen des Kinderkriegens beteiligt zu sein. Es ist fatal, daß man in der frühkindlichen Aufklärung so viel Aufhebens von der Mutterschaft macht, während man die Jungen mit dem Verdacht allein läßt, daß Glied sei nur zum „Wettpinkeln" gut. In einigen Richtlinien zur Sexualerziehung bzw. zum Sachunterricht steht das Thema Mutterschaft deutlich früher als das Thema Vaterschaft. Somit kann sowohl Mädchen als auch Jungen die „eigentliche" Bedeutung des Mannes bzw. des männlichen Körpers lange Jahre verborgen bleiben; schließlich kann man Vaterschaft im Gegensatz zu Mutterschaft nicht sinnlich wahrnehmen, und jeder Mensch ist in diesem Punkt auf Aufklärung angewiesen.



Von Anfang an sollte die Aufklärung über die Mutterschaft die Vaterschaft mit einschließen, d.h. auch die Aufklärung über den Geschlechtsverkehr. Nur von daher läßt sich dann der „kleine Unterschied" plausibel und sachlich korrekt erklären in dem oben vorgestellten Sinne.
Selbstverständlich gibt es noch andere Unterschiede zwischen den Geschlechtern, die auf der Wirkung von Hormonen, auf einigen auf die Geschlechter unterschiedlich häufig verteilten Eigenschaften und auf angeborenen Verhaltensbereitschaften beruhen, die auf unser Leben als Jäger und Sammler(innen) zurückgehen, also auf ein Leben vor vielen Millionen Jahren abgestimmt waren. Diese Unterschiede korrelieren jedoch individuell nur zum Teil mit dem organischen „kleinen Unterschied". Sie lassen sich auch nicht objektiv feststellen, weil sie von Lebenssituation, Umwelt, Lernprozessen und Selbststeuerung beeinflußt werden.
Fazit: Aufklärung ist bei vielen Sexualpädagog(inn)en ein unbeliebtes Wort, weil unterstellt wird, die „Aufklärer(innen)" wollten über ein enzyklopädisches sexualbiologisches Wissen menschliches Verhalten beeinflussen. In der Tat: eine Illusion. Aber kann man Aufklärung nicht auch so verstehen, daß sie versucht, jungen und auch älteren Menschen wissenschaftlich begründete Interpretationsmuster für Phänomene der Sexualität und des Geschlechterverhältnisses an die Hand zu geben, damit das einseitig kulturell bestimmte Bild aus „grauer Vorzeit" endlich auch in der Allgemeinbevölkerung durch ein zutreffenderes ersetzt wird? Ich glaube, daß eine solche Aufklärung eine unverzichtbare Voraussetzung dafür ist, daß „langsam, aber sicher" Ziele wie „gleichrangiger, partnerschaftlicher Umgang der Geschlechter" und „Selbstbestimmung und Toleranz" unter Einbeziehung der unendlichen Variationsbreite von Männlich- und Weiblichsein bei dem „der kleine (organische) Unterschied" eine eher marginale Rolle spielt, erreicht werden. Ich werde nur leider den Verdacht nicht los, daß es gesellschaftliche Gruppen gibt, die gar kein Interesse daran haben, daß Menschen ein aufgeklärtes Verhältnis zur Sexualität bekommen ..., aber das ist ein anderes Thema.

LITERATUR

Drews, U.: Taschenatlas der Embryologie. Stuttgart 1993
Halbfas, H. (Hg.): Religionsbuch für das 3. Schuljahr. Düsseldorf 1985
Knußmann, R.: Vergleichende Biologie des Menschen. Fischer. Stuttgart 1996 (2. Auflage)
Etschenberg, K. (Hg.): Sexualität und Gesundheit. Unterricht Biologie, 18. Jahrgang, Heft 191, 1994
Etschenberg, K.: Du und ich – wir beide. Unterrichtsmaterial und Lehrerbegleitheft für die Klassen 1/2 und 3/4. Berlin 1996

Dr. Karla Etschenberg, Jg. 1941, ist Professorin für die Didaktik der Biologie, Humanbiologie und Gesundheitserziehung an der Universität Kiel.

Zuerst erschienen in Pädagogik 4/98

Jungenarbeit auf der Höhe der Zeit

Eine Rezension zu „Männlichkeit und Gewalt. Konzepte für die Jungenarbeit"

Dieses Buch widmet sich aktuellen Konzepten der Jungenarbeit[1]. In insgesamt 35 kurzen Aufsätzen finden die Autorinnen und Autoren sehr unterschiedliche Zugänge zum Thema – von der konkreten Beschreibung einzelner Projektstunden mit Schülern (z.B. was verstehen Mädchen unter „coolen Jungs", und was Jungen?) bis hin zur männlichkeitskonstituierenden Funktion des Militärs reicht der Spannungsbogen zwischen praxisbezogener und theoretischer Reflexion.

Die große Stärke des Buchs liegt in dem Rahmen, den ihm die drei Herausgeber Ingo Bieringer, Walter Buchacher und Edgar J. Forster geben: in präzisen Worten verorten sie sich im weiten Feld der Jungenarbeit. Anders als die meisten „Männerforscher", die meinen, mit einer „Kraut- und Rüben-Psychologie" bei der Beschreibung von Männlichkeit auskommen zu können, beziehen sich die Herausgeber explizit auf feministische Theorien: „Wir siedeln Jungenarbeit im engen Kontext der feministischen Tradition der 80er und 90er Jahre an. Sie ist profeministisch, das heißt, sie unterstützt Frauen in ihren Forderungen nach Gleichheit und Differenz. Gesellschaftstheoretische Analysen und Ansätze haben Vorrang vor individualpsychologischen Zugängen. Jungenarbeit betreibt Männlichkeits- und Patriarchatskritik." (S.9) Auch kommen sie im Gegensatz zum Gros der Männerforscher zu dem Schluß, dass Jungenarbeit zum einen nicht nur für Jungen da sei, da „männliche (und weibliche) Identitäten ... einerseits innerhalb einer Geschlechtergruppe, andererseits aber zwischen den Geschlechtern verhandelt (werden)." (S.20). Zum anderen könne Jungenarbeit grundsätzlich auch von Frauen gemacht werden. Als zweite Hauptvoraussetzung ihrer Herangehensweise betonen die Herausgeber, dass es *nicht* das Ziel sei, starke männliche Identitäten zu rekonstruieren. „Demgegenüber sehen wir in fragmentierten, widersprüchlichen und brüchigen Identitäten, die im Alltag stets neu ausgehandelt werden, auch Vorzüge. Gefragt sind nicht abgeschlossene Identitäten, sondern Fähigkeiten des Aushandelns und Lebens von offenen Lebensentwürfen." (S.9). Noch deutlicher wird Edgar Forster an anderer Stelle: „Wir wissen aus Forschungen über Fremdenfeindlichkeit[2], dass Identität sich immer über die Abgrenzung des Eigenen vom Fremden herstellt. Männlichkeit stellt sich über die Exklusion des Weiblichen und Schwulen her. Wir glauben, dass es nicht ein Zuwenig an Identität gibt, sondern die beständige Tendenz, dass sich Identitäten formieren und damit Abgrenzungen, Inklusion und Exklusion." (S.76). Diese Auffassung von Identitäten schließt direkt an die Gedanken von Balduin Pfiff in dieser Ausgabe des MRB an, siehe daher auch „Aller Anfang hat ein Ende"!

Dieser Aspekt des Durchkreuzens stabiler und unveränderbarer Identitäten ist einer von drei Grundsätzen der Herausgeber für die Jungenarbeit. Außerdem solle sich Jungenarbeit gegen Sexismus und Homophobie richten. Homophobie wird gefaßt als „die Angst von Männern, von anderen Männern nicht als „richtige" Männer anerkannt zu werden, und die Leugnung dieser Angst." (S.17) Seximus ist dann „eine kompensierende Antwort auf diese Angst, die immer auch die Angst ist, eine Frau zu sein. Frauen zu dominieren, ist eine Möglichkeit, sich diese Angst vom Leibe zu halten." (S.17) Als dritter Grundsatz „zielt Jungenarbeit auf die *Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse*. Geschlechterdemokratie fassen wir doppelt: gleiche Chancen und Möglichkeiten für Männer und Frauen, gleicher Lohn für gleiche Ar-

[1] Kürzel wie „profeministisch" oder „antisexistisch" zur Kennzeichnung des Ansatzes tauchen lediglich am Rande oder in den Titeln der Fremdartikel auf, die Herausgeber verzichten wetgehend auf eine Etikettierung, benennen aber umso deutlicher ihre Vorstellungen von und Forderungen an eine emanzipaorische Jungenarbeit, wie ich im folgenden deutlich machen möchte!

[2] Forster, Edgar & Tillner, Georg: Wie Männlichkeit und Fremdenfeindlichkeit zusammengehen. Zur Artikulation von Kultur und Geschlecht. Wien: Turia+Kant (2000).

beit etc. Andererseits aber auch Anerkennung von Differenzen: Zwischen Männern und Frauen, aber auch innerhalb der Männer und innerhalb der Frauen... Männlichkeitskritik ist Gesellschaftskritik." (S.17)
Gegliedert ist das Buch in drei thematische Teile: im ersten Teil *Verfremdungen* geht es darum, Alltägliches, „Normales" anders zu sehen und darum, wie eben erwähnt, stabile Identitäten zu durchkreuzen. So geht es z.B. beim Artikel „Geschlecht bewußt machen" von Gitta Mühlen Achs darum, wie wir mit unserer Körpersprache unser Geschlecht darstellen und konstruieren. Ludwig Laher untersucht „Das Männerbild bei Ingeborg Bachmann" im schulischen Unterricht.

Zuletzt wird unter dem Titel „Räusche" über männliche Initiationsriten reflektiert. Auch hier bezieht einer der Herausgeber, Edgar Forster klar Stellung zur mythopoetischen Männerbewegung: „Jungenarbeit, wenn sie nicht in überkommene Identitätsdebatten zurückfallen will, leistet vielmehr die Dekonstruktion des Mythos' von der männlichen Initiation." (S.211). Und, Michael Kommel zitierend: „Geht nicht in die Wälder und schlagt die Trommeln, sondern nehmt das Bügeleisen zur Hand." (S.212). Diskutiert werden „Das Automobil" (Bernhard Rathmayr), „Alkohol-Räusche" (Anja Senger-Lindemann) und der „Männerbund Sport" (Martin Fischer).









Der zweite Teil hat die patriarchale Ordnung im Visier, der Männer und Frauen in verschiedener Weise unterliegen. Hier werden u.a. Liebe und Sexualität aus Sicht einer antisexistischen Jungenarbeit diskutiert („Liebesgeschichten" von Bernhard Rathmayr und „Jungen, Intimität und Sexualität" von Klaus Beck), „Ist Gott eine Frau?" (Silvia Arzt) und „Interkulturelle, geschlechtsspezifische Jugendarbeit" (Sigrid Pilz).
Im dritten Teil Grenzziehungen geht es darum, dass Jungen einerseits sehr oft Grenzen von Mädchen nicht wahrnehmen und verletzen, andererseits auch darum, dass Jungen eigene Grenzen oft nicht mitbekommen oder sich nicht zu setzen trauen. Die Themen der Artikel lauten u.a. „"Du schwule Sau" – Homophobie" (Michael Schreckels) und „Gewalt beginnt dort, wo Grenzen überschritten werden" (Astrid Jakob).

Welches die Feinde einer in diesem Buch vertretenen Auffassung von Jungenarbeit und Geschlechterpolitik sind, wird in dem Aufsatz von Dietmar Larcher deutlich: sich auf einen Artikel einer P. Burke beziehend[3] berichtet er von Forschungsprogrammen in den USA, in denen „frühkindliche Geschlechtsrollenverwirrungen" behandelt werden, finanziert vom US Public Health Service sowie vom National Institute of Mental Health. Als „bedrückendstes Fallbeispiel" macht Larcher „das „Projekt zur Umerziehung femininer Jungen" („Feminine Boy Project") an der University of California in Los Angeles (UCLA)" aus, dessen „Ergebnisse und Erfolge beim Antrainieren von Maskulinität Eingang in die verbreitet-

[3] P.Burke: Gender Shock (1996). Exploiding the Myths of Male and Female. New York, London, Toronto, Sydney, Auckland: Anchor Books Doubleday.

sten medizinischen Handbücher der USA gefunden haben (Burke, S.35ff.)" (S.49).
Dass solche verhaltenstherapeutischen Programme allerdings „nur" ein extremer Ausdruck allgemeingesellschaftlicher sexistischer Strukturen ist, macht Siefried Kaltenecker am Beispiel der Institution Schule deutlich: „Die Schule als System (kann) nur wenig Interesse an einer solchen Veränderung (auf die die geschlechtssensible Pädagogik in letzter Instanz abzielt) haben. Als historisch gewachene Institution liegt ihr soziokultureller Auftrag nämlich viel weniger in der Bildung selbstreflexiver Menschen als in deren Disziplinierung und deren Anpassung an die gesamtgesellschaftlich vorherrschenden Machtverhältnisse. Und die Funktionalität dieser Verhältnisse, die in der Schule „für's Leben" gelernt werden, erfordert eben auch eine ganz spezielle Geschlechterordnung..." (S.29f.)

Resumée

Den Herausgebern ist es gelungen, einen sehr aktuellen und spannenden Rundumschlag zum Thema Jungenarbeit zu fabrizieren. Insbesondere ihre eigenen theoretischen und geschlechterpolitischen Annahmen haben mir so gut gefallen, dass ich proklamiere: ein Muß für profeministisch orientierte JungenarbeiterInnen☺
Kritisches zum Schluß: einige der Artikel entsprechen leider nicht dem Niveau, das die Herausgeber vorgegeben haben. So finde ich besonders den Artikel von Klaus J. Beck ärgerlich, der – auch noch unter der Überschrift „Für eine antisexistische Jungenarbeit in der Schule" – von sich gibt: „beim Aufbau einer stabilen Identität ist ... gerade für die Jungen Hilfe nötig, die Orientierungen in die gewünschte Richtung erlaubt." (S.141). Hiermit widerspricht er in einem Satz gleich zwei von den Herausgebern gemachten Annahmen: dass stabile Identitäten in der Jungenarbeit besser durchkreuzt als unterstützt werden sollten; und dass „die Entwicklung neuer Formen von Geschlechterverhältnissen... ein offenes Projekt (bleibt)." „Der Ausgang ist ... nicht das Bild vom „neuen Mann"." (S.10).
Noch schlimmer ergeht es mir bei dem Satz, der auf ein 'Jungen haben es schwieriger als Mädchen in der Sexualentwicklung' folgt: „Dies gilt vor allem für Kinder und Jugendliche aus Familien und Ethnien mit männlich-dominantem und sexistischem Hintergrund." (S.141), der mir nach latentem Rassismus schmeckt. Haben (manche?) deutsche Familien keinen männlich-dominanten und sexistischen Hintergrund??
Wermutstropfen eines ansonsten gelungenen Buches...

Bo Stermann









P.S.: Für diejenigen, die den Zusammenhang zwischen Comics und Jungenarbeit bisher nicht gesehen haben, noch ein Zitat von S.Kaltenecker: „Im Bestreben, die Aufmerksamkeit noch einmal von den mittlerweile doch einigermaßen ausführlich diskutierten Bedürfnissen der Schüler auf die der Lehrer zu verschieben, halte ich das Akzeptieren des eigenen Scheiterns für zentral. Fehler sind erlaubt, Irrtümer menschlich und das vorbildliche Versagen nicht nur ein wichtiges Lernfeld, sondern wahrscheinlich eines der wesentlichen Elemente einer anderen Männlichkeitskultur" (S.30).

Ingo Bieringer, Walter Buchacher & Edgar J. Forster (Hrsg.) (2000): Männlichkeit und Gewalt. Konzepte für die Jungenarbeit. Opladen: Leske + Budrich. Ca. 25 €

Zum Verschwinden der antisexistischen Männergruppenszene

von den Sissies

Dieser Text ist Ergebnis eines Workshops, der auf dem diesjährigen "überregionalen MRT-Treffen" stattfand. Dieses Treffen versammelt seit einigen Jahren Männer, die "Radikale Therapie" (kurz RT, das ist eine Form selbstorganisierter therapeutInnenloser Gruppentherapie) praktizieren und sich zum grössten Teil als linksradikal und antisexistisch verstehen.

Wir begreifen Radikale Therapie insofern als antisexistisch, als sie zur Auflösung verinnerlichter sexistischer Verhaltensmuster beitragen kann. RT wird von uns jedoch nicht in dem Sinne politisch genutzt, dass wir als Gruppen/Zusammenhaenge öffentliche politische Aktionen durchführen würden. Leider. In dem eingangs erwähnten Workshop haben wir – einige Männer aus Hamburg, Berlin und Münster – versucht, eine Bestandsaufnahme der antisexistischen Männergruppenszene zu machen.

Unseres Wissens existieren hierzulande, einmal abgesehen von einigen Freundeskreisen und informellen Zirkeln sowie einigen MRT-Gruppen, keine antisexistischen Männergruppen mehr. Ausserhalb der linksradikalen Szene gibt es zwar noch Männergruppen, diese grenzen sich allerdings von antisexistischen Ansätzen ab. Nachdem in den 70er Jahren (parallel zu den Anfängen der Schwulenbewegung) im linksradikalen Spektrum die ersten Männergruppen entstanden waren, stieg ab Anfang der 80er auch bei "bürgerlichen" Männern das Interesse an einer "Männerbewegung".

Innerhalb der linksradikalen Szene gab es Ende der 80er, Anfang der 90er noch einmal einen "Boom" der Männergruppen. Sie entstanden meist in Reaktion auf sexistische Übergriffe und Vergewaltigungen (und wurden oft von Genossinnen "verordnet"). Sie waren einerseits der Versuch, in bezug auf patriarchale Machtstrukturen innerhalb der linksradikalen Szene handlungsfähig zu werden (damit ging eine Art antisexistische "Feuerwehrpolitik" einher, die von Vorfall zu Vorfall aktiviert wurde). Andererseits standen sie auch für eine Verarbeitung feministischer Theorie als radikale Gesellschaftskritik auch unter Männern und in der "gemischten" Szene.

Dass in den 90ern in der BRD zunehmend MRT-Gruppen entstanden, erklären wir uns unter anderem damit, dass viele die Beschränkung der klassischen Männergruppen auf die intellektuelle Ebene – ganz zu recht, wie wir meinen – zunehmend als Problem empfanden. Auch stellt diese Entwicklung sicher eine Art Flucht vor den politischen Niederlagen "draussen" in die Innerlichkeit dar, wo verändernde Praxis erfolgversprechender schien. Obwohl wir MRT eine gute Praxis finden, bezweifeln wir, dass die MRT-Gruppen-Szene, wie wir sie kennen, die konsequente Fortführung der antisexistischen Maennergruppenversuche der 80er und 90er darstellt. Wir sehen sie mehr als ein (eher klägliches) Überbleibsel.

Wir hatten überlegt, eine Todesanzeige in diverse Szeneblätter zu setzen, was zum einen unser Bedauern über das Dahinscheiden dieses Versuchs von Männern, antisexistische Politik zu machen, ausdrücken, zum anderen aber auch darauf verweisen sollte, was davon am Leben ist.

Allerdings gibt es bei uns nicht nur Bedauern über das Ende der antisexistischen Männergruppen. Sondern auch Distanz gegenüber der inkonsequenten Sprücheklopferei und den vereinfachenden Schnelllösungen dieser Szene. Distanz zu der (unserer) mangelnden Kritik an der vereinheitlichenden Kategorie "Mann", dem (unserem) ignoranten Umgang mit Homophobie, Rassismus und Klassenunterschieden zwischen "uns". Distanz nicht zuletzt auch gegenüber der (unserer) sich

immer wieder durchsetzenden Tendenz zum Männerbündischen.

Was tun? Zunächst ist es uns wichtig, das Verschwinden der antisexistischen Männergruppenszene deutlich zu machen, in Form eines Artikels in linksradikalen Szenezeitungen (den lest Ihr gerade). Weiter haben wir, neben regionalen Veranstaltungen in Hamburg und Berlin, ein überregionales Treffen ins Auge gefasst, das ein erster Ansatz einer erneuten (und erneuerten) antisexistischen Organisierung von Männern sein könnte.

Wir wollen nicht zurück zur unreflektierten Identitätspolitik der 70er und 80er Jahre. Wir nehmen die Kritik an Identitätspolitik und die Problematisierung der Kategorie Geschlecht durchaus ernst. Solange aber die gesellschaftliche Konstruktion des Geschlechts patriarchale Männlichkeiten als stabile Existenzweisen hervorbringt, halten wir eine Identitätspolitik von Männern für notwendig und gerechtfertigt.

Aber auch nur, solange sie versucht, die (nach aussen) ausschliessenden und (nach innen) vereinheitlichenden Wirkungen dieser Identität zu unterlaufen. Und nur solange sie sich des Unterschieds zwischen einer Identitätspolitik von Unterdrückten (Black is beautiful! Gay pride!...) und einer Identitätspolitik von Privilegierten (z.B. antisexistische Männergruppen) bewusst bleibt.

Wir sind nicht einfach Männer, sondern deutsche, weisse, ganz mehrheitlich heterosexuelle Männer. Wir haben überhaupt keine Lust, bei einem solchen Treffen "unter uns" zu bleiben, und haben vor, entsprechend einzuladen. Wenn Ihr diesen Ansatz antisexistischer Organisierung mitgestalten wollt, meldet Euch bei uns!

post: sissies
c/o Infoladen Bankrott
Dahlweg 64
48153 Muenster

e-mail: sissies@gmx.ch



EDITORIAL

Hallo, liebe Männer!
Jetzt geht es also tatsächlich los. Wir wollen in der ersten Ausgabe des Rundbriefs deshalb erstmal was zu unserem Selbstverständnis schreiben, wer wir so sind, was wir machen und was wir uns vom Archiv und vom Rundbrief versprechen.
Vielleicht sollten wir am besten damit beginnen, wer wir sind und was wir bisher gemacht haben, was also der aktuelle Stand unserer Arbeit ist.
Vor mittlerweile gut 3 Monaten entwickelten fünf Männer aus Hamburg die Idee, angesichts der zahlenmäßig nun doch etwas gestiegenen Zahl von Männercafes, Männergruppen und einzelnen Männern, die sich mit männerspezifischen Problemen auseinandersetzen, ein Männer-Medien-Archiv aufzubauen, um diese wachsende Zahl an Texten zu sammeln und an einem zentralen Ort zugänglich zu machen.
Wir sind Männer, die zumeist in mehr oder minder lockerer Form um das Hamburger Männercafe Döse organisiert sind und die sich nun schon seit längerer Zeit intensiver mit männerspezifischen Themen und Ansätzen beschäftigen.

Was haben wir in den letzten drei Monaten getan?

Wichtig für uns war, an den verschiedensten Punkten unser Selbstverständnis als Gruppe zu diskutieren. Das hat sich zum Teil an so banalen Fragen festgemacht wie der, ob Beiträge von Frauen, sofern sie von Belang sind für eine Auseinandersetzung unter Männern, im Archiv gesammelt werden sollen oder nicht. Es hat sich aber auch an der Frage festgemacht, was wir mit unserem "Projekt" (Archiv und Rundbrief) überhaupt erreichen wollen, was also unsere Ziele und unsere Erwartungen sind.
Die letzten Wochen haben wir dann vor allem mit dem Sortieren und Archivieren des Materials zugebracht, das sich über die Jahre im Männerordner des Hamburger Info-Ladens "Schwarzmarkt" angesammelt hatte. Die Ausbeute ist bescheiden, eine Liste des archivierten Materials findet ihr auf den folgenden Seiten. Wir glauben allerdings auch, daß dies eben zur Zeit die aktuelle Situation der "radikalen Männerbewegung" widerspiegelt.

Was haben wir vor?

Damit wären wir auch schon bei der Frage, was wir konkret vorhaben.

Die momentane Situation ist unserer pessimistischen Einschätzung nach (noch) geprägt von einem erheblichen Strukturdefizit. Es gibt in der Tat nahezu keine überregionalen Strukturen, in denen umfassend männerspezifisches Material gesammelt und ausgewertet wird.
Die Idee unseres "Projekts" ist die, bundesweit Material aus der "radikalen Männerbewegung" zu sammeln, zu archivieren und gleichzeitig mit dem Rundbrief ein Forum zu schaffen, das eine bundesweite Diskussion möglich macht.
Konkret heißt das, daß wir Beiträge und Material, das bei uns eingeht, sowohl archivieren als auch im Rundbrief dokumentieren wollen. Unsere Idealvorstellung ist die, daß eingegangenes Material nach bestimmten Diskussionssträngen zusammengefaßt und nach Schwerpunkten im Rundbrief veröffentlicht werden kann mit dem Ziel, ein Forum für eine bundesweite Diskussion zu aktuellen Themen zu schaffen. Die derzeitige Situation ist -wie schon bemerkt- dadurch gekennzeichnet, daß viele Gruppen Diskussionen führen und auch Texte veröffentlichen, zu denen anderswo auch diskutiert wird, die sich oft aber aufgrund einer fehlenden überregionalen Struktur nicht aufeinander beziehen können. Das soll [illegible]

Wie wollen wir das leisten?

Klar ist, daß ein Archiv nur dann Sinn macht, wenn es auch was zu archivieren gibt. Und auch im Rundbrief steht nur was drin, wenn uns neue Beiträge zugeschickt werden. Deshalb kommt an dieser Stelle nun ein

Aufruf an eure Mitarbeit!

Zu unserem Namen:
Warum nennen wir uns "profeministisch"?

Über den Zusatz "profeministisch" haben wir längere Diskussionen geführt und auch von außen wurden schon einige Anfragen an uns herangetragen, warum wir uns *profeministisch* nennen und nicht etwa "antipatriarchal".
Diese Frage führt uns direkt zur politisch/ideologischen Einordnung unseres Projekts.
Wir halten die Bezeichnung *profeministisch* für alles andere als optimal für die politische Verortung eines Männerprojekts. Sie ist entstanden aus dem Bedürfnis nach Abgrenzung bzw. dem Bedürfnis nach einer Standortbestimmung in einer Fülle von "männerbewegten" Gruppen und Richtungen, von denen die meisten sicherlich nicht einer "radikalen Männerbewegung" zuzuordnen sind, deren Entstehen oder Anwachsen -je nach momentaner Einschätzung- wir uns als längerfristiges Ziel wünschen.
Wir verstehen uns als Teil einer Männerbewegung, die die bestehenden patriarchalen Verhältnisse "radikal" in Frage stellt in dem Sinne, daß es unserer Meinung nach nicht genügt, sich als "bewegter" Mann mit sich und seinen männlich patriarchalen Anteilen auseinanderzusetzen (womöglich noch, um "mit Frauen oder seiner Beziehung wieder besser klarzukommen"). Um Mißverständnissen vorzubeugen, wir begrüßen eine solche Entwicklung von Männern auf's Freudigste. Wir sind allerdings der Auffassung, daß eine solche Auseinandersetzung mit den eigenen männlichen Strukturen nicht mehr als ein erster Schritt, eine Voraussetzung sein kann auf dem Weg zu einem Verhalten, das auch die patriarchalen Strukturen der Gesellschaft erkennt, diese kritisiert und sie zu verändern hilft.
In diesem Sinne verstehen wir uns als *profeministisch*, als solidarisch mit den Forderungen und Zielen von Frauen, die patriarchale Vergesellschaftung zu bekämpfen.
Profeministisch bedeutet also nicht, daß wir uns in irgendeiner Art und Weise feministischer Methoden oder Ansätze bedienen wollen- was wir als Männer ja auch gar nicht können- sondern es bedeutet vielmehr, daß wir gerade eigene männerspezifische Ansätze entwickeln und forcieren wollen, die mit feministischen Forderungen und Ansätzen solidarisch sind. Dies impliziert natürlich, daß wir uns mit diesen feministischen Ansätzen sehr wohl auseinandersetzen wollen.

Wir meinen, daß dieser Anspruch der Solidarität mit feministischen Forderungen durch den Begriff *profeministisch* noch am ehesten widergespiegelt wird, wohingegen wir eine Bezeichnung wie "antipatriarchal" in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation für vermessen halten würden. Außerdem scheint uns *profeministisch* als Abgrenzung von sich explizit "antifeministisch" nennenden "Männerbewegtem" geeigneter als irgendein anderer Begriff.
Unser Ziel ist es also, um es noch einmal zusammenfassend zu sagen, einen Beitrag zu leisten zum Aufbau einer "radikalen Männerbewegung", die aus "eigenen Bedürfnissen" heraus "eigene Ansätze" entwickelt, die solidarisch mit den Forderungen der feministischen Bewegung an einer Veränderung der Gesellschaft arbeitet, zumindest aber sich nicht kontraproduktiv zu